Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 52 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 164 (1. Blatt) | Büren, Mittwoch, 16. Juli 1941 | 46. Jahrgang

Sowjetische Uebermacht geschlagen

Bei Berditschew hohe bolschewistische Verluste an Menschen, Waffen und Gerät

Berlin, 15. Juli. Nach dem Durchbruch durch die stark befestigte Stalin-Linie stießen deutsche Verbände am 14. 7. weiter in Richtung auf Kiew vor. Die Reste der zwischen Shitomir und Berditschew geworfenen Bolschewisten, verstärkt durch rasch zusammengestellte gemischte Einheiten, versuchten, den tief nach Osten hineinstoßenden Keil der deutschen Truppen anzugreifen. Obwohl gleichzeitig weiter westlich eingeschlossene starke Sowjetverbände verzweifelte Ausbruchsversuche unternahmen, brachen zahlenmäßig weit unterlegene deutsche Kräfte nach zwei Tagen die bolschewistische Uebermacht. Die eingeschlossenen Sowjets im Raum westlich Berditschew wurden vernichtet oder gefangen genommen. Der Widerstand in den Flanken wurde überall gebrochen. Die Bolschewisten hatten hohe Verluste an Menschen, Waffen und Gerät.

Die Operationen im Osten im stetigen Fortschreiten

Versorgungshafen Hull bombardiert — Britische Schiffe auf der Reede von Suez mit Bomben belegt — Zwei Frachter vernichtet, Volltreffer auf zwei weiteren Schiffen

Aus dem Führerhauptquartier, 15. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Operationen im Osten sind in stetigem Fortschreiten.

Im Kampf gegen Großbritannien bombardierte die Luftwaffe in der letzten Nacht mit stärkeren Kräften abermals den Versorgungshafen Hull. Ausgebreitete Brände entstanden. Im St. Georgs-Kanal wurde ein Handelsschiff von 6000 BRT. durch Bombenwurf versenkt.

In Nordafrika zersprengten deutsche Jäger Ansammlungen britischer Kraftfahrzeuge bei Sidi el Barani. Deutsche Kampfflugzeuge brachten feindliche Batterien um Tobruk zum Schweigen.

Ein Verband deutscher Kampfflugzeuge bombardierte in der Nacht zum 14. Juli britische Schiffe auf der Rede von Suez. Zwei Frachter mit zusammen 12 000 BRT. wurden vernichtet, zwei weitere große Schiffe erhielten Volltreffer.

Bei Angriffsversuchen britischer Kampf- und Jagdflugzeuge an der Kanalküste wurden gestern durch Jäger und Flakartillerie 12, durch Marineartillerie ein feindliches Flugzeug abgeschossen.

Britische Kampfflugzeuge warfen in der letzten Nacht Spreng- und Brandbomben in Nordwestdeutschland, vor allem in Hannover und im Küstengebiet. Die Zivilbevölkerung hatte einige Verluste an Toten und Verletzten. Nachtjäger und Flakartillerie schossen sieben der angreifenden britischen Flugzeuge ab.

Von Menschlichkeit keine Spur

Sowjetregierung kündigt Angriff auf deutsche Lazarettschiffe an

Berlin, 15. Juli. Die deutsche Regierung hat ihre Absicht bekanntgegeben, Lazarettschiffe in der Ostsee und im Eismeer einzusetzen. Aufgabe der Lazarettschiffe ist es, Schiffbrüchige, verwundete und kranke Wehrmachtsangehörige zu retten, ohne daß dabei ein Unterschied zwischen Freund und Feind gemacht wird. Das Wahrzeichen des Roten Kreuzes, unter dem die Lazarettschiffe fahren, gibt ihnen einen Anspruch auf Achtung ihrer menschenfreundlichen Tätigkeit durch den Gegner, sobald diesem ihre Namen bekanntgemacht worden sind.

Der Sowjetregierung gilt, wie die kürzlich bekanntgewordenen Massenschlächtereien in Ostgalizien zeigen, das Menschenleben wie die Humanität überhaupt wenig. In der Linie dieses rücksichtslosen Vernichtungswillens liegt es, daß sie die Benennung der deutschen Lazarettschiffe mit der Ankündigung beantwortet hat, daß sie ihnen den Schutz, der ihnen nach völkerrechtlichen Grundsätzen gebührt, versagen wird.

Die Sowjetunion hat sich damit auch in dieser Beziehung außerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft gestellt.

Berlin. Auf Veranlassung der Bauabteilungen des Reichsfinanzministeriums findet vom 15. bis 17. Juli eine Arbeitstagung aller Bausachbearbeiter des Reiches für die nationalpolitischen Erziehungsanstalten statt.

Willkie bestätigt den Gangsterplan

Roosevelts Schießbefehl an die Flotte zur Herbeiführung des Kriegszustandes für USA.

Washington, 15. Juli. Wendell Willkie machte seinen Mitarbeitern und Vertrauten davon Mitteilung, daß Präsident Roosevelt in mehreren Besprechungen mit ihm den Befehl an die USA.-Flotte, warnungslos auf deutsche Kriegsschiffe, U-Boote und Flugzeuge das Feuer zu eröffnen, bestätigt habe. Roosevelt habe bei all diesen Besprechungen, so erklärte Willkie, den festen Entschluß ausgedrückt, unter allen Umständen den Kriegszustand mit Deutschland durch Herbeiführung eines Zwischenfalles heraufzubeschwören. Einheiten der USA.-Flotte haben den Befehl, unter allen Umständen durch Angriffshandlungen auf deutsche Einheiten diesen Zwischenfall herbeizuführen. Den Kongreß will so sagte Willkie, Roosevelt erst nach Verkündung des Kriegszustandes vor vollendete Tatsachen stellen.

*

Willkie bestätigt also, was allmählich alle Welt weiß, daß Roosevelt angestrengt dem Kriege nachläuft. Die für England und seine Verbündeten äußerst ungünstigen militärischen Ereignisse haben bewiesen, daß die große europäische Auseinandersetzung nicht auf den amerikanischen Kontinent übergreift. Damit sieht sich der kriegslüsterne Präsident der Vereinigten Staaten dazu gezwungen, Mittel zu ersinnen, die ihn und seine Helfershelfer mitsamt dem betrogenen amerikanischen Volke auf die Seite des kriegführenden England stellen. Roosevelts Schießbefehl bedeutet für uns keinerlei Ueberraschung, denn der Kriegskurs Franklin D. Roosevelts und seiner Hintermänner ist mindestens so alt wie der britische Krieg überhaupt. Es ist deshalb verständlich, wenn der Präsident in seiner hysterischen Angst um das Schicksal Englands und des demokratischen Systems eine Wendung herbeiführen möchte, die noch vor der endgültigen Niederlage der Bolschewisten in Szene gesetzt werden muß. Roosevelt ist in der Wahl seiner Mittel zur Herbeiführung einer nordamerikanischen Kriegsteilnahme ebenso unehrlich und hinterlistig wie in seiner ganzen Politik überhaupt. Das große nordamerikanische Volk wird durch die Machenschaften und Schliche des Präsidenten tagtäglich betrogen und belogen.

Bis zum jetzigen Augenblick ist es Roosevelt trotz aller Bemühungen und Hinterhältigkeit nicht gelungen, das USA.-Volk aktiv in den britischen Krieg einzubeziehen. Auch haben die massiven Drohungen des Präsidenten es nicht zuwege gebracht, daß die Achsenmächte ihre Kriegführung zur endgültigen Niederringung Englands milderten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Roosevelt immer mehr mit dem Zusammenbruch Englands spekuliert. Während sich Europa in unübertrefflicher Einheit zum Kampf gegen die bolschewistische Gefahr im Osten zusammengefunden hat, bemüht sich Roosevelt, unseren Erdteil durch Schürung und Ausweitung des Krieges sturmreif für den Bolschewismus zu machen. Der Präsident behandelt die europäischen Angelegenheiten nicht anders als ein Mandat alten Stils. Seine Bemühungen gipfeln darin, Europa in seinem Entscheidungskampfe in den Rücken zu fallen. Sollte Präsident Roosevelt seine Pläne und Ränke in die Tat umsetzen, so wird er auch damit seinen britischen Freunden nichts als einen schlechten Dienst erweisen. Englands Katastrophe ist nicht mehr abzuwenden — das steht fest.

Das Eichenlaub für vier Offiziere

Berlin, 15. Juli. Der Führer und Oberste Befehlshaber hat Oberleutnant Baumbach in einem Kampfgeschwader, Oberstleutnant Dinort, Kommodore eines Sturzkampfgeschwaders, Major Storp, Kommodore eines Kampfgeschwaders, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen und ihnen davon in einem Telegramm Mitteilung gemacht.

Aus dem Führerhauptquartier, 15. Juli. Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hat dem Korvettenkapitän Schütze, Kommandant eines Unterseebootes, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen und an ihn folgendes Telegramm gerichtet:

In dankbarer Würdigung Ihres heldenhaften Einsatzes im Kampf für die Zukunft unseres Volkes verleihe ich Ihnen anläßlich der Versenkung von 200 000 t feindlichen Handelsschiffsraumes als 23. Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

gez. Adolf Hitler.



Straßenbild aus Leningrad (Petersburg) (Scherl-Archiv-M.

Am 12. Juli meldete der OKW.-Bericht, daß ostwärts des Peipussees deutsche Panzerverbände im Vorgehen auf Leningrad sind. — Das Bild zeigt den „Prospekt des 25. Oktober", eine Straße in Leningrad.

Die Kriegsmarine der Sowjets

Von Conteradmiral a. D. Carl Taegert.

Die sowjetische Kriegsflotte verfügte nach dem Stand vom 1. 11. 1940 über folgendes Material an fertigen Schiffen: 3 Schlachtschiffe, 1 Flugzeugträger, 8 Kreuzer, 33 Zerstörer, 153 Unterseeboote und eine Reihe kleinerer Fahrzeuge, darunter zahlreiche für Minenlegen Minensuchen bestimmte. Die Verteilung auf die Seegebiete war: Ostsee und Nördliches Eismeer: 2 Schlachtschiffe, 3 Kreuzer, 23 Zerstörer, 67 Unterseeboote; Schwarzes Meer: 1 Schlachtschiff, 1 Flugzeugträger, 4 Kreuzer, 9 Zerstörer, 26 Unterseeboote; Ferner Osten: 58 Unterseeboote.

Die in der Ostsee stationierten Seestreitkräfte umfassen die beiden Schlachtschiffe „Marat" und „Oktjabrskaja Revoluzia", im Jahre 1911 gebaut, mit 23 600 t Wasserverdrängung und einer Hauptarmierung von zwölf 30,5-cm-Geschützen. Die Kreuzer der Ostsee sind heute Schiffe von 8000 t mit einer Hauptarmierung von neun 10,8-cm-Geschützen. Das Zerstörermaterial ist zum Teil, das Unterseebootsmaterial überwiegend neuen Datums.

Was ist nun von der Sowjet-Kriegsflotte in diesem Krieg zu erwarten? Blicken wir zurück auf die Leistungen der russischen Marine im russisch-japanischen Kriege von 1904/05 und im Weltkriege, so können wir getrost sagen: nicht allzuviel. Im russisch-japanischen Kriege hat die russische Flotte im Fernen Osten, die sich auf die starken Häfen Port Arthur und Wladiwostok stützen konnte, von der numerisch viel schwächeren japanischen Niederlage auf Niederlage einstecken, müssen, bis schließlich die Seeschlacht von Tsushima mit der fast vollständigen Vernichtung der von Rußland gesandten Ersatzflotte dem Krieg ein Ende bereitete. Schon damals zeigten sich in der russischen Marine bedenkliche Unruheherde, die schließlich zu Meutereien großer Art führten.

Im Weltkriege umfaßte die russische Ostseeflotte 5 Linienschiffe, 4 Panzerkreuzer, 8 Unterseeboote, sowie zahlreiche Torpedostreitkräfte und Streuminenschiffe. Ihre Tätigkeit beschränkte sich auf gelegentliche Erkundungsfahrten in der Ostsee, sie zog schnell wieder hinter die zahlreichen Sperren zurück, sobald die Deutschen sich zur Verfolgung anschickten, so daß den verhältnismäßig geringen deutschen Ostseestreitkräften schon 1914 die unbeschränkte Seeherrschaft in diesem Meere zufiel.

Auch die an Zahl starke Schwarze-Meer-Flotte vermochte gegen die vereinigten deutsch-türkischen Seestreitkräfte nichts entscheidendes auszurichten. Die Hoffnung der Russen, damals mit Hilfe der englisch-französischen Flotte Herren von Konstantinopel zu werden, ist kläglich zunichte geworden. Dabei verlor die russische Kriegsflotte in den ergebnislosen Kämpfen des Weltkrieges eine ganze Reihe von Schiffen mit einem Gesamttonnengehalt von 80 000 t und einer Besatzungsstärke von 5100 Mann.

Zu Ende des Weltkrieges setzten dann die furchtbaren bekannten Meutereien ein, in deren Verlauf das Offizierskorps der Kriegsmarine ausgerottet wurde. Einzelne energische Führer haben später versucht, die Marine wieder in die Höhe zu bringen. Paßten sie den Sowjetbehörden nicht, so wurden aber auch sie, oft auf die grausamste Art, beseitigt. Die Verhältnisse in der heutigen Sowjet-Kriegsmarine ähneln denen der französischen nach der Revolution von 1793. Auch damals war das altbewährte Seeoffizierskorps ausgerottet worden. Die Folgen waren katastrophal. Selbst die genialsten Pläne Napoleons gegen England sind daran gescheitert, daß immer wieder die Flotte versagte, wie die Niederlage von Trafalgar endgültig feststellte. Nelson, der die französische Flotte kannte wie kaum ein anderer, hat sich oft in der geringschätzigsten Weise über sie geäußert. Napoleon konnte wohl tüchtige Armeen, hervorragende Generale schaffen, die Improvisation eines neuen Seeoffizierskorps blieb ihm versagt. Sie dürfte auch nach allem, was über die heutigen Verhältnisse in der sowjetischen Kriegsmarine bekannt geworden, den dortigen Machthabern versagt geblieben sein.

Daß in der Sowjetunion vieles im Argen liegt, hat der Feldzug gegen das kleine Finnland gezeigt, der das mächtige Reich mehr Tote kostete, als Deutschland im ganzen deutsch-französischen Kriege von 1870/71 verloren hat. Im Jahre 1940 hat England dem bedrohten Finnland helfen wollen, heute will es der Sowjetunion helfen. Aber sowohl die Ostsee wie das Schwarze Meer sind jetzt Gebiete, in denen operierende Seestreitkräfte schwersten Angriffen, besonders auch durch die modernen Kriegsmittel wie Unterseeboote und Flugzeuge ausgesetzt sind. England dürfte sich nach seinen Erfahrungen in Norwegen und im Aegäischen Meer größte Zurückhaltung in derartigen Operationen auferlegen.

Die deutsche Kriegsflotte wird auch im Kampf gegen Rußland nicht hinter der Armee zurückstehen.

Der 14. Juli

„Der 14. Juli ist Feiertag. Aber wegen der Trauer des Vaterlandes wird er durch keine Festlichkeit oder Zerstreuung gekennzeichnet. In jeder Stadt und jedem Dorf werden Kränze am Kriegerdenkmal niedergelegt. Auf Verlangen der Ortsvereinigungen oder -behörden kann Gottesdienst gefeiert werden. In Vichy versammeln sich die Mitglieder der Frontkämpferlegion am Kriegerdenkmal. Der Marschall legt einen Kranz nieder. Truppenabteilungen erweisen die Ehrenbezeigung. Das Diplomatische Korps wird nicht empfangen."

Dieser Text erschien am 11. Juli in der französischen Presse. Von den Millionen, die ihn gelesen haben, werden wohl nur wenige vermuten, daß er eine komplizierte Vorgeschichte gehabt hat. Jeder Satz, jedes Wort und sogar Punkt- und Kommazeichen sind überlegt. Das Ganze ist das abgewogene Ergebnis einer sorgsamen Prüfung, an deren Ende die Verfasser gewiß sein dürfen, von jedem Kundigen Glückwünsche für eine beachtliche Diplomatenleistung zu empfangen. Der Text ist wie ein Siegel, in dem sich ein Knotenpunkt der innerfranzösischen Gegenwart zu erkennen gibt. Um was handelt es sich?

Anderhalb Jahrhunderte hindurch hat mindestens das amtliche Frankreich, weithin aber auch das französische Volk, mit dem ganzen Beharrungsvermögen, das ihm eigen ist, die Erinnerung an den 14. Juli, diesen Hochsommertag des Jahres 1789, gefeiert — in jedem Menschenalter mit blasseren Vorstellungen von dem was eigentlich, und warum es gefeiert wurde. Schließlich war dieser 14. Juli nichts anderes als eben ein herkömmlicher sommerlicher Festtag, mit Paraden, Ausflügen, überfüllten Rummelplätzen, lustigen Tänzen im Freien und langweiligen Reden der Gehrockmänner mit dem Zylinder und dem roten Bändchen im Knopfloch, viel Wein und viel Feuerwerk in den Nachtstunden. Jetzt ist auch dies alles nicht mehr. Das neue Weltalter hat ihn getötet. Was aber hatte er ursprünglich zu bedeuten? Es war längst schon ein wenig widersinnig, daß die Würdenträger der alternden Dritten Republik gerade diesen Tag festlich begingen. Denn mit dem 14. Juli feierte die „große Revolution" sich selbst. Nicht einmal die Republik: denn im Sommer 1789 dachte in Frankreich niemand daran, das Königtum zu stürzen. Es sind auch keineswegs die „Ideen von 1789", die Verfassung, die Teilung der Gewalten, die Verkündung der Menschenrechte nebst der Formel der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", die an diesem 14. Juli zum Durchbruch kamen. Diese Gedanken waren in den Köpfen einiger Weniger fast ein Jahrhundert durch gereift, diese Schlagworte brachten es erst später in Form und Werbekraft. Die politische Umgestaltung des Königreichs wurde in der Ständeversammlung vorbereitet. Die Finanzen des französischen Staates waren zerrüttet, die Steuern, obwohl in der Gesamtsumme nach heutigen Begriffen nicht einmal hoch, waren durch ihre willkürliche Verteilung unerträglich, die Verschwendung bei Hof, das Vorrecht des Adels und der Geistlichkeit erbitterten: eine Umgestaltung war fällig? Was aber geschah am 14. Juli? Zum höchsten etwas Sinnbildliches; noch dazu von einer ebenso platten wie blutigen, niedrigen Sinnbildlichkeit. Die Bastille, das Staatsgefängnis des französischen Königtums, wurde gestürmt und zerstört. Was weiter? Dies Gemäuer rechtfertigte längst nicht mehr seinen finsteren Ruf. Es gab so gut wie keinen Gefangenen zu befreien. Dafür konnte man die paar armen Invaliden, die das Gebäude verteidigten, niedermetzeln und ihre Köpfe auf Piken umhertragen. Längst war die Bastille für die meisten ihrer wenigen Insassen ein fideles Gefängnis; allerdings konnte es vorkommen, daß jemand darin — vergessen wurde. Man zerstörte die vermeintliche Zwingburg gründlich, und wo sie sich erhoben hatte, entstand ein Tanzplatz . . . Weiter bewirkte diese Befreiungstat nichts. Der Aufstand, zu dessen Ausbrüchen sie gehörte, wuchs und verbreitete sich freilich schnell. Aber er nahm eine Richtung, an die kaum die Bastillenstürmer, am wenigsten die Verkünder des neuen Zeitalters gedacht hatten und an die gerade die späten „demokratischen" Erben sich immer schon ungern erinnert fühlten. Die Ideen der Schreckensmänner von 1793 glichen mehr einer rohen Vorform des Bolschewismus als denen des plutokratischen Frankreich von gestern; der Besitz eines Taschentuches konnte einen an die Laterne bringen. Es war ein wunderliches Schauspiel, wenn in der Dritten Republik alles, was alt und fett war, was Geld und Macht hatte und nicht so sehr wie die Veränderung scheute, mit feierlicher Würde sich zu den Pikemännern und Guillotinentänzern bekannte. Vorbei.

Mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet

Berlin, 15. Juli. Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an General der Infanterie Ruoff, Kommandierender General eines Armeekorps; General Höhne, Kommandeur eines Infanterieregimentes; Hauptmann Bracke, Kompaniechef in einem Infanterieregiment; Hauptmann Hallauer, Kompaniechef in einem Panzer-Pionier Bataillon.

Die ersten kroatischen Freiwilligen im Kampf gegen den Bolschewismus verließen Agram

Agram, 15. Juli. Die ersten kroatischen Freiwilligen für den Kampf gegen den bolschewistischen Weltfeind, eine größere Einheit von Angehörigen der kroatischen Luftwaffe, verließen am Dienstagmorgen Agram. Die Bevölkerung, die die Zufahrtsstraßen zum Bahnhof in dichten Reihen säumten, bereitete ihnen einen jubelnden Abschied. Marschall Kvaternik richtete an die Freiwilligen herzliche Abschiedsworte.

Die tödliche Schule

Die Leichenkeller in Zloszow - Motorisierter Dschingis-Khan

Berlin, 15. Juli. Vor einigen Wochen habe ich an dieser Stelle, schreibt Bruno Brehm im „Völkischen Beobachter", von der furchtbaren Schule gesprochen, durch die Finnen und Ukrainer gehen mußten, und ich habe diese Schule eine tädliche genannten. Ich habe mittlerweile eines dieser Schulzimmer, und bei Gott nicht das fürchterlichste, betreten, die Zitadelle von Zloszow, und ich habe doch das Fürchterlichste gesehen, was meine Augen geschaut haben.

Mich hat das Leben nicht verwöhnt. Ich habe das große Flecktyphussterben im Lager von Tozkoe im Jahre 1915 mitgemacht, ich habe die gefrorenen Toten in Krasnojarsk wie Holzstücke auf Schlitten laden sehen. Das war nichts. Ich war diesmal auch nicht in den Leichenkellern der Tscheka in Lemberg. Ich war nur in Zloszow. Aber das genügt mir für mein ganzes Leben.

Die Zitadelle liegt am Südostende der Stadt. Wir kamen von Tarnopol. Als wir auf der Rückfahrt an der Zitadelle vorbeikamen, fiel mir auf, daß der große Barockbau oben auf der Höhe über der Festungsmauer Verschalungen vor den Fenstern hatte, die das Licht nur von oben einlassen. Ein Gefängnis, dachte ich im Vorbeifahren. Am Fuße des Burgberges standen zerschossene sowjetische Panzer und Fahrzeuge, die noch nicht beiseite geräumt waren. Auf der Straße war starker Gegenverkehr zur Front. Der Wagen mußte halten. Ich fragte den Posten, warum denn hier so viele Leute den schmalen Weg zur Höhe hinangingen, und der sagte mir, daß dort oben die toten Ukrainer lägen. Ich bat meinen Kameraden, den Wagen halten zu lassen und mit mir dort hinzugehen.

Weinende Frauen und Männer mit erstarrten Gesichtern kamen uns entgegen. Wir stiegen den Pfad hinan. Um die Zitadelle läuft ein Festungsgraben. Am Rande des Grabens standen Menschen. Aus dem Graben quoll der Gestank der Verwesung. Der Graben selbst lag voll von Leichen. Keine von ihnen, die nicht furchtbar verstümmelt war und dort verstümmelt war, wohin das Denken der Beschnittenen immer drängt, gleichviel, ob das nun die Pinchoanalyse Freuds ist oder die Martern der Henker in diesen Gefängnissen sind. Vor den Gesichtern hatte man nicht haltgemacht. Kein Mensch hatte hier seinen Bruder, seinen Mann oder seinen Vater wiederfinden können. Was abzuschneiden war, war abgeschnitten worden, was herauszustechen oder herauszureißen war, war herausgestochen oder herausgerissen worden. An der Wand des Grabens war ein halboffenes Grab. Dort lag der Jammer gehäuft. Unmöglich zu zählen, aber auch unmöglich zu schauen.

Wir traten in den Hof der Zitadelle. Dort lag das Unglück in langen Reihen. Zwischen den Toten, vom Knaben bis zum Greis, gehen die Lebenden herum und suchten. Ein Mann nahm mich bei der Hand, deutete auf einen fünfzehnjährigen Jungen und zeigte mir das Bild auf dem Paß. Das war mein Sohn gewesen. Eine Frau sagte neben mir: „Mein Mann war Stabsarzt; dort liegt er". Ich konnte nicht mehr hinsehen, ich mußte fort. Ich konnte auch nicht mehr sehen, ob man die Menschen im Hofe in aller Eile erschossen, oder ob man sie im Spitalzimmer des Gefängnisses vorher verstümmelt hatte. Es war zuviel. Die Fliegen, die Hitze, der Gestank, die schluchzenden Männer, die zwischen den Leichen hin- und hergingen, um ihre Angehörigen zu suchen. Mich würgte und schüttelte es. Unmöglich, zu zählen. Waren es vierhundert, waren es mehr? Es war nur eine der Folterstätten. Weiter, weiter! So sieht die tödliche Schule wirklich aus. Man soll kein Wort gebrauchen, wenn man es nicht selbst erlebt hat.

In diesen Tage nun, wo endlich, endlich der blutbespritzte Vorhang zerrissen wird, der dieses Land verhüllte, da endlich, endlich für das furchtbare Grauen Rache genommen wird, versucht England im Westen den blutbefleckten Bundesgenossen zu entlasten, und der Moskauer Heeresbericht meldet dies mit Wohlgefallen. Wie, werden uns die unverbesserlichen Idioten fragen, nehmt ihr das den Engländern übel, da ihr doch selbst einen Vertrag mit den Bolschewisten gehabt habt? Ist das wahr oder ist das nicht wahr? Nach einer solchen Stunde wie jener in der Zitadelle von Zloszow arbeitet das Hirn fieberhaft, da wird einem mehr klar, als man sonst zu begreifen vermag.

Wir wissen, was in dem Buch des Führers steht. Wir erinnern uns der Versuche des Führers, mit England zu einem Uebereinkommen zu gelangen. Wir wissen, welches Opfer wir im Flottenbau für diesen Willen gebracht haben. Es war vergeblich. Es war kein Uebereinkommen mit Polen oder mit der Tschecho-Slowakei möglich, weil England nicht wollte, weil das blinde Frankreich nicht sah, um was es ging.

Nun sehen wir es, denken wir einmal den Gedanken ruhig zu Ende. Polen bestünde noch, die Tschecho-Slowakei wäre noch immer als Pfahl in das Fleisch des Reiches getrieben. Und nun kommt mit mir auf die Rückzugsstraßen der Sowjets und schaut euch das an, was sie dort an Panzerwagen liegengelassen haben. Welche Ungetüme, welche Anzahl! Auf einem Rückzug bleiben diese Panzer liegen, weil sie keinen Brennstoff mehr bekommen. Auf einem Vormarsch hätten sie in wenigen Tagen Polen niedergewalzt und die Tschecho-Slowakei zermalmt, falls überhaupt an Widerstand gedacht worden wäre.

Keine Stadt wäre ohne Leichenkeller und Folterkammer geblieben, die Bestien hätten die Bestien gerufen, der Ruf wäre überall gehört worden, die Henker hätten sich gefunden. Dschingis Khan wäre diesmal motorisiert gekommen. Wo wäre dann die große Schlacht geschlagen worden?

Lenin und Trotzki hatten versucht, die Revolution mit Hilfe des Judentums in Europa und in der Welt zu verbreiten. Mussolini und Hitler geboten Einhalt, der Versuch war fehlgeschlagen. Aber wir sollen Eisner, Toller, Mühsam und Tibor Samuely doch nicht vergessen. Stalin hatte sich umgestellt. Der Plan der Weltrevolution war deshalb nicht aufgegeben. Es wurde nur der Plan der Welteroberung daraus. Es kamen die Fünfjahrespläne, es kamen die Traktoren in der Landwirtschaft, um später für die Panzerwagen genügend Führer zu haben, es kam die Hoffnung auf die Selbstzerfleischung des Westens und auf das Erscheinen des fürchterlichsten Fortimbras, wenn alles im Blute liegt. Wie gerüstet wurde, das sehen wir nun auf den Straßen unseres Vormarsches. Wie ernst es mit diesem Einmarsch gewesen ist und was er für Folgen gehabt hätte, können wir nur mit einem Schauer denken, der aus den Leichenhaufen steigt.

Die Antwort darauf waren unsere Rüstungen, denn immer hat ein Mann bei uns gewußt, was uns drohte. Die Antwort waren die Bemühungen um England. Die Antwort war unsere atemlos schnelle Kriegführung. Um nur ja nicht zu spät für diese große Abwehr zu kommen.

Alles ging den Bolschewisten nach Wunsch. Der Krieg im Westen begann, sie konnten sich in Finnland und in den baltischen Staaten, in Polen und Rumänien weiter vorschieben. Sie standen auf dem Sprung. Ihre Rüstung für den Angriff war vollendet. Jugoslawien war von ihnen mit in den Krieg getrieben worden. Hätten wir uns dort festgerannt, wäre es dort nicht so schnell gegangen, sie wären nach Ungarn, sie wären nach Böhmen vorgestoßen, und sie hätten alle Dämme niedergerissen, die gegen sie errichtet worden sind. Mich schüttelte das Grauen, als ich dies auf der Heimfahrt überdachte. Oh, nun verstand ich auch, warum sich die Spanier zu diesem Kriege melden, denn sie haben in ihrem Lande die Keller gesehen.

Wir verteidigen heute nicht nur Europa, wir verteidigen die Welt vor der Pest und vor den Folter- und Leichenkellern. Wir verteidigen den törichten Schweizer Spießer, den blindgemachten Nordamerikaner, wir verteidigen die Menschheit vor den Ratten, die wir nun in ihren wahren und letzten Schlupfwinkeln aufgestöbert und bei ihrem furchtbaren Werk gesehen haben. Daß wir das Werk erst in so später, ja, in allerletzter Stunde tun konnten, das ist die Schuld Englands.

Welch' ein Kampf uns bevorstand, hat der Führer von allem Anfang an gewußt. Ehren wir sein Schweigen, überlegen wir, wie hart es ihm angekommen sein mag. Gehe jeder von uns einmal mit sich selbst zu Gericht, welche Einwände er gegen dies und jenes gehabt hat. Er konnte sie haben, weil er nicht das Ganze sah, weil er nicht das Ganze wußte. Wenn ihm aber jetzt der Feuerschein dieses großen Endkampfes alles beleuchtet, dann muß er einsehen, wie winzig, belanglos, töricht seine Einwände waren, und wie alles, was geschehen ist und noch geschehen muß, nur von diesem einen Gesichtspunkt aus betrachtet werden kann. Wie töricht wird da alles Gestreite über Kirchen, Kronen, Schulen, Freiheit, Bindung und alle die angeblich so großen Fragen. In den Kellern des Todes, in den Folterkammern unter der Erde gelten alle diese Fragen nicht, dort herrscht, von unterdrückten Schreien durchgellt, ein schauerliches Schweigen, das die ganze Welt bedroht hat.

Was wäre aus dir geworden, wollen wir fragen, wenn deine kleinen Wünsche, die dir so groß und wichtig erschienen sind, erfüllt worden wären und du dann in den Keller hättest steigen und hoffen müssen, daß ein gnädiger Henker dir bald den Schuß in das Genick gibt? Gebt ruhig zu, daß ihr alle blind wart und nicht wußtet, wie nahe das furchtbare Verhängnis schon drohte. Und hoffen wir, daß auch die andere Welt versteht, warum wir so hart und so schnell zuschlagen mußten, wollten wir nicht um ein paar Minuten zu spät kommen.

Der Wortlaut des Vertrages

Das Bündnis Churchill – Stalin kann keine Geschichte machen

Stockholm, 14. Juli. Der Moskauer Nachrichtendienst gibt den Text des Vertrages über gemeinsame Handlungen der Sowjetunion und Großbritannien im Kriege gegen Deutschland und den Text eines Protokolls, das diesem Vertrag beigelegt worden ist, bekannt. Der Text des Vertrages lautet:

„Die Regierungen der Sowjetunion und Großbritanniens haben ein Abkommen geschlossen, nach dem sie sich verpflichten:

1. sich gegenseitig Hilfe und Unterstützung im Kriege gegen das Hitler-Deutschland zu leisten;
2. während dieses Krieges keine Verhandlungen zu führen, keinen Waffenstillstand zu schließen und den Friedensvertrag im gegenseitigen Einverständnis zu schließen."

In dem Protokoll heißt es: „Bei der Unterzeichnung des Abkommens über die gemeinsamen Handlungen der Regierungen der Sowjetunion und Großbritanniens im Kriege gegen Deutschland sind die beiden vertragschließenden Parteien übereingekommen, daß das obengenannte Abkommen sofort in Kraft tritt und nicht erst ratifiziert werden muß."

Beide Texte sind unterschrieben vom Stellvertretenden Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare und Kommissar des Auswärtigen Molotow, und dem britischen Botschafter Cripps.

*

Die diplomatischen Bemühungen der Engländer um die Sowjets stehen unter keinem günstigen Stern. Sie erleiden im Grunde dasselbe Schicksal, das auch ihren militärischen Plänen in diesem Kriege beschieden ist: Sie wagen sich zwar weit genug hervor, die Absicht zu enthüllen, aber doch nie so weit, den Erfolg herbeizuzwingen. In letzter Stunde stellt sich immer wieder heraus, daß nicht England, sondern Deutschland das Gesetz des Handelns bestimmt. Als vor zwei Jahren die englischen Unterhändler in den Vorzimmern des Moskauer Kreml saßen und auf den Abschluß eines Vertrages warteten, der die Sowjets in den Krieg der Einkreisung gegen Deutschland einfügen sollte, mußten sie erleben, daß die deutsche Diplomatie ihnen mit einer kühnen Entscheidung zuvorgekommen war; die Engländer hatten verhandelt, Deutschland hatte abgeschlossen. In diesen Tagen nun sind die Engländer zum Abschluß gekommen. Der englisch-russische Vertrag ist jedoch keine Ueberraschung, sondern nur die Bestätigung eines heimlichen Zusammenspiels, das schon durch die erste Rede Churchills nach dem deutschen Vormarsch gegen Osten enthüllt worden ist. Aber wieder hat die deutsche Initiative das Spiel durchkreuzt. Der neue Moskauer Pakt ist an demselben Tage unterzeichnet worden, an dem das Oberkommando der deutschen Wehrmacht mitteilen konnte, daß die Stalin-Linie durchbrochen sei. Mit dieser Mitteilung ist das neue Bündnis in seinem Kern bereits entwertet.

Beide Male, vor zwei Jahren und heute, ist England zu spät gekommen, hat Deutschland das Gesetz des Handelns an sich gerissen. Beide Male hat Deutschland durch rechtzeitige Entscheidungen nicht nur seine eigenen Interessen verteidigt, sondern auch die Interessen Europas wahrgenommen. Beide Entscheidungen liegen auf derselben Linie. Vor zwei Jahren hat Deutschland verhindert, daß die Sowjets in den europäischen Krieg eintraten. Der Versuch, die Sowjets an ihre eigenen Interessen zu binden, die drohenden Konflikte auf einer großzügigen Basis friedlich zu lösen und den Sowjets den Vorwand zum Einbruch nach Europa zu nehmen, ist zwar zuletzt daran gescheitert, daß Moskau den eingeborenen Anspruch auf die Expansion der bolschewistischen Weltrevolution nicht aufgegeben hat; aber die Gefahr ist doch wenigstens so lange gebannt worden, wie Deutschland im Westen des Kontinents noch entscheidende militärische Aufgaben zu lösen hatte. Der Bolschewismus hat sich in diese Auseinandersetzung nicht direkt einmischen können, der Kontinent war gegen seinen Vormarsch geschützt. Heute steht die militärische Front gegen den Osten. Sie hat, nun mit militärischen Mitteln, dieselbe Aufgabe zu lösen wie vor zwei Jahren der politische Pakt: den Bolschewismus aus Europa zu verdrängen. Die Methoden freilich haben gewechselt. Da der Bolschewismus den Pakt gebrochen und den Angriff auf Europa vorbereitet hat, wird er nicht nur verdrängt, sondern vernichtet. In beiden Fällen hat Deutschland ein europäisches Mandat wahrgenommen.

Auch die englische Politik gegenüber Moskau ist im Grunde konsequent auf derselben Linie geblieben. Sie macht heute wie vor zwei Jahren denselben Versuch, dem Bolschewismus den Weg nach Europa zu öffnen. Vor zwei Jahren sollte die Sowjetarmee, wenn der englische Plan geglückt wäre, Deutschland in die Flanke stoßen. Das hätte für den ganzen Kontinent eine unabsehbare Katastrophe werden können. Denn inzwischen weiß alle Welt, daß die Engländer, die den Zusammenbruch Frankreichs nicht verhindern konnten, erst recht nicht in der Lage gewesen wären, von sich aus dem Vormarsch des Bolschewismus auf dem Kontinent eine Grenze zu setzen. Heute haben sie noch weniger Skrupel. Nachdem die Angriffspläne der Sowjets enthüllt und alle Aussichten der Engländer, den Kontinent zu betreten, geschwunden sind, könnte das englische Bündnis mit Moskau nur den Sinn haben, den ganzen Kontinent dem Zugriff der Sowjets preiszugeben. Wenn es dazu nicht mehr kommt, so hat der Kontinent das nicht den Absichten der Engländer, sondern den glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen zu danken. Churchill und Stalin jedenfalls, durch ein Bündnis zusammengeschlossen, dem auch Roosevelt seinen Segen gegeben haben muß, wären sich darüber einig, daß der europäische Kontinent in die Katastrophe stürze. Aber auch Churchill muß heute wissen, daß dieses Spiel heute schon verloren ist. Er kann im Ernste nicht mehr auf einen Sieg der bolschewistischen Armeen rechnen. Die militärischen Tatsachen sprechen eine völlig eindeutige Sprache. Es kann also den Engländern bei dem Bündnis mit Moskau nur noch darauf ankommen, den heute bereits aussichtslos gewordenen Widerstand der Sowjetarmeen zu ermuntern, den Krieg zu verlängern und für England Zeit zu gewinnen. Das ist die klassische englische Rechnung: England erwartet, daß andere bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Aber auch diese Rechnung wird nicht aufgehen. Deutschland ist dabei, ihre letzten Voraussetzungen zu zerstören. Auch das Schicksal des englischen Paktes mit Moskau wird in den Berichten des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht verzeichnet — das Schicksal dieses Paktes und das Schicksal des ganzen europäischen Kontinents. Die Völker des Kontinents haben das begriffen. Sie wissen, daß die Fahnen ihrer Zukunft im Lager Deutschlands und seiner Verbündeten flattern. Sie wissen aber auch, was sie von England zu erwarten hätten, wenn das Bündnis zwischen Churchill und Stalin noch Geschichte machen könnte.

In Syrien die Waffen niedergelegt

Vichy, 15. Juli. Marschall Pétain hat an die Levantetruppen eine Botschaft gerichtet, in der er sagt, nach einem ungleichen Kampf hätten die Waffen niedergelegt werden müssen. Frankreich verneige sich vor den Opfern, und die Truppen der Levante würden fortfahren, Frankreichs unerschütterliche Loyalität zu bezeugen. Auch an die Bevölkerung der Levante richtete Pétain einen Aufruf, in dem er sagte: Frankreich bliebe der Bevölkerung aufs tiefste verbunden. Er dankt der Bevölkerung für ihre Treue.

Oberbefehlsleiter Mehnert bei den Kämpfen im Osten gefallen

Berlin, 15. Juli. Die Nationalsozialistische Partei-Korrespondenz meldet:

Bei den Kämpfen im Osten ist der Leiter des Hauptorganisationsamtes in der Reichsleitung der NSDAP., Oberbefehlshaber Pg. Fritz Mehnert, gefallen.

Bild
Chaos,
Die deutschen Soldat
und unvorstellbar staubi
Union marschieren, kä
den Bolschewismus ohn
die Welt, was die Ja
Herrschaft den Völkern
einziges gebracht ha
schlimmsten Form, ein
Dahinvegetieren ist. D
einen zivilisatorischen
den man im 20. Jahrhu
Da stoßen unsere
auf Rudel unglaublich
Sie, die heute zu Mi
Städte, die Landstraße
völkern, sind die Opfe
Familienlebens und
systems, das schon vor
Linie Schiffbruch erlitte
irgendwelche praktische
wurden.
Nach amtlichen sowj
sich die Zahl der vaga
Jahre 1936 bereits auf
sie ist seitdem noch a
und dem Elternhaus e
und Gesittung entwöh
stahl, Erdlöcher und
Uebernachtungsgelegen
sie dem Glücksspiel ode
verfallen.
Schließlich sahen se
Kreml die Gefahr, die
Vagabunden, aus der
losung der Kinder erw
diese Kinder, die gar n
sich hatten, die frühre
Grund ihrer Seele ve
Landstraßen zu bringen
sie in Jugendkolonien.
widersetzten sich dem Z
worfen waren. Sie
trotz scharfer Bewachu
drohungen. Da zeigt
einmal ihr brutales Ge
daß sie Menschenleben
Ballast, wenn es ihnen
bedrohten das Entlau
kolonien mit der Tode
Anwendung gekommen
setzt den Erfolg. R
Kinder-Vagabunden di
Der Alltag des son
die Maske grausten
kennt der werktätige
diese" längst nicht m
Woche muß er härte
findet aber nur besch
kennung. Der ideelle,



ist am Pruth aufgefahr



Sie haben bis jetzt ni
Verluste beigebracht

Bilderbogen des Grauens

Chaos, Terror, Kinder ohne Bleibe in der Sowjet-Union

Die deutschen Soldaten, die auf den schlechten und unvorstellbar staubigen Straßen der Sowjet-Union marschieren, kämpfen und siegen, sehen den Bolschewismus ohne Maske. Mit ihnen sieht die Welt, was die Jahre der bolschewistischen Herrschaft den Völkern dieses Riesenreiches als einziges gebracht haben: Hunger in der schlimmsten Form, ein Leben, das nur noch ein Dahinvegetieren ist. Die Herrschaft der Knute, einen zivilisatorischen und kulturellen Rückfall, den man im 20. Jahrhundert für unmöglich hielt.

Da stoßen unsere Soldaten immer wieder auf Rudel unglaublich verwahrloster Kinder. Sie, die heute zu Millionen die Dörfer und Städte, die Landstraßen der Sowjet-Union bevölkern, sind die Opfer der Zerschlagung des Familienlebens und des sowjetischen Schulsystems, das schon vor Jahren auf der ganzen Linie Schiffbruch erlitten hatte, ohne daß daraus irgendwelche praktischen Folgerungen gezogen wurden.

Nach amtlichen sowjetischen Statistiken belief sich die Zahl der vagabundierenden Kinder im Jahre 1936 bereits auf etwa 2 Millionen! Und sie ist seitdem noch angewachsen. Der Schule und dem Elternhaus entlaufen, jeder Ordnung und Gesittung entwöhnt, lebten sie vom Diebstahl, Erdlöcher und Bauplätze gaben ihnen Uebernachtungsgelegenheiten. Vielfach waren sie dem Glücksspiel oder sogar dem Rauschgift verfallen.

Schließlich sahen selbst die Machthaber im Kreml die Gefahr, die ihr aus diesen Kinder-Vagabunden, aus der zunehmenden Verwahrlosung der Kinder erwuchs. Aber der Versuch, diese Kinder, die gar nichts Kindliches mehr an sich hatten, die frühreif und bis in den tiefsten Grund ihrer Seele verdorben waren, von den Landstraßen zu bringen, schlug fehl. Man steckte sie in Jugendkolonien. Die Kinder-Vagabunden widersetzten sich dem Zwang, dem sie hier unterworfen waren. Sie entwichen den Kolonien trotz scharfer Bewachung und harter Strafandrohungen. Da zeigten die Sowjets wieder einmal ihr brutales Gesicht, bewiesen sie erneut, daß sie Menschenleben wegwerfen wie unnützen Ballast, wenn es ihnen notwendig erscheint: sie bedrohten das Entlaufen aus diesen Jugendkolonien mit der Todesstrafe. Sie ist auch zur Anwendung gekommen. Unsere Soldaten sehen jetzt den Erfolg. Rudelweise bevölkern die Kinder-Vagabunden die sowjetischen Landstraßen.

Der Alltag des sowjetischen Arbeiters trägt die Maske grauesten Elends. Ein Eigenleben kennt der werktätige Mensch im Sowjet„paradiese" längst nicht mehr. Fünf Tage in der Woche muß er härteste Arbeit leisten. Sie findet aber nur bescheidenste materielle Anerkennung. Der ideelle, der ethische Wert der Arbeit ist in Sowjetien etwas völlig Unbekanntes. Am sechsten Tag hat der sowjetische Arbeiter frei. Aber das ist selten ein Sonntag. Noch seltener kommt es vor, daß Mann und Frau zusammen einen freien Tag haben. Durch diese Einrichtung ist dem Familienleben in unserem Sinne der Todesstoß versetzt. Der sowjetische Arbeiter kennt auch keinen bezahlten Urlaub. Den gibt es nur zwangsweise, wenn die Fabrik in der er beschäftagt ist, wegen fehlenden Materials eine Zeit lang geschlossen bleibt. In diesem Falle bleibt es dem Arbeiter selbst überlassen sich zu überlegen, wovon sie während der Zwangspause leben sollen. Die letzten Jahre haben zudem eine weitere Verschlechterung der ohnedies katastrophalen Lebenshaltung der breiten Bevölkerungsschichten in der UdSSR. gebracht. sind doch die Preise für Lebensmittelmittel, überhaupt für alle Bedürfnisse, sprunghaft angestiegen — das Elend der Werktätigen im Sowjet-„paradiese" ist ins Uferlose gewachsen.

Not, Elend, Chaos waren und sind im Bolschewikenreich seit jeher zu Hause. Wir entsinnen uns in diesen Tagen einer Ausstellung, die im Juni 1935 in Berlin stattgefunden hat. Diese Schau enthielt Briefe von deutschen Auswanderern, deutschen Bauern, die mit dem ihnen angeborenen Fleiß ihre Aecker auf sowjetischer Erde bestellten. In einzelnen dieser Briefe stand zu lesen, daß die deutschen Bauern mit ihren Familien vom frühen Morgen bis in die späte Nacht fleißig die Hände regten, um der Erde das Letzte abzuringen. Ein Pferd, das den Pflug ziehen konnten, besaßen sie nicht. Die Frau, die Kinder, mußten das Zugtier ersetzen. Wenn sich dann der Preis ihrer Mühen und Plagen einstellte, wenn die Erntezeit gekommen, hatten sie aber nichts davon. Dann kamen die Kommissare, die bis auf kärgliche Reste alles, für die Regierung beschlagnahmten. Den Bauern blieb nicht einmal soviel, daß sie bescheiden hätten leben können.

Neben den Briefen, erschütternden Dokumenten unvorstellbarer Not, zeigte diese Ausstellung auch Photographien von Bauern, die in Hunger-Agonie gefallen waren! Ihre Gesichter waren nur noch Haut und Knochen und ihre Körper ausgemergelt, abgemagert bis zum Skelett. Unglückliche Opfer eines Experiments, dem in jüdischer satanischer Grausamkeit Millionen von Menschen geopfert wurden, bis auf den heutigen Tag.

Das Tor in das Sowjet„paradies" ist weit aufgetan. Die ganze Welt sieht heute diese Pest klar und in ihrer ganzen Gefährlichkeit vor sich, diese Pest, die gemeinsam mit der Plutokratie ausgebrannt, ausgerottet werden muß, um Europa und der Welt endlich einen dauernden Frieden zu geben und zu sichern.

Ostkarelien

Die Verbannungshölle der Sowjets

Die finnische Ostfront befindet sich in Karelien, einer Landschaft, die sich von dem Tundragebiet der Kolahalbinsel bis zum Ladogasee, dem Finnischen Meerbusen und dem Weißen Meer erstreckt. Unfreundlich steht hier die Natur dem Menschen gegenüber. Nur im südlichsten Teil, etwa zwischen Wiborg und dem Ladogasee, sind Klima und Boden für den Mitteleuropäer einigermaßen erträglich. Im Süden befinden sich auch die wichtigsten Städte Kareliens: Wiborg, Kexholm und Serdopol, wo sich ausgedehnte Anlagen zur Ausnutzung des riesigen Holzreichtums des Landes befinden, denn Holz ist das Einzige, was der überaus dünn verstreuten karelischen Bevölkerung ein Auskommen gewährt. Wird Finnland überhaupt „das Land der tausend Seen" genannt, so trifft diese Bezeichnung auch für Karelien zu, für das Land, in dem viele Tausende großer und kleiner Seen eingestreut sind, die meist Kanäle miteinander verbinden. Sie bilden so ein geradezu ideales Wasserstraßensystem, um die Riesenstämme der Fichten und Tannen nach den Sägemühlen und den Häfen zu flößen.

Der Winter in Karelien ist empfindlich kalt. Als die Bolschewisten vor anderthalb Jahren eingebrochen waren, mußten sie erleben, daß sie nicht nur gegen ein tapferes Volk, sondern auch gegen eine selbst im Innern Rußlands nicht übliche Kälte zu kämpfen hatten. Wenn aber die gewaltigen Schneemassen abtauen, wenn die Birken sich mit frischem Grün bedecken, und wenn die Flüsse die angesammelten Wassermassen rauschend dem Meere zuführen, dann beginnt für die Menschen eine neue Plage: unzählige Mücken überfallen Mensch und Tier, saugen ihr Blut, quälen sie in kaum vorstellbarer Weise. Wie die Europäer sich in den Tropen durch feine Drahtnetze vor den Moskitos schützen, so muß sich der Karelier vor den Mücken verteidigen — nur mit dem Unterschied, daß in den Tropen wenigstens tagsüber die Moskitoplage nachläßt, während in Karelien Tag und Nacht gegen die Mückenschwärme angekämpft werden muß. Diese Mücken brüten in den kleinen Seen und in den Sümpfen, die sich nicht trocken legen lassen. Diese Sümpfe sind im Sommer völlig unpassierbar und, mit Ausnahme von spärlichen Eisenbahnen und Kunststraßen, bilden die Seen, Kanäle und Flüsse die einzigen Verkehrsverbindungen im Sommer.

Weiter nördlich hören die Urwälder allmählich auf. Weder Tanne noch Fichte halten die harten Fröste des Winters und die monatelangen Winternächte aus. Die Birke allein bietet diesen Widrigkeiten der Natur Trotz. Verkrüppelt und zwerghaft leistet sie auch den starken Frösten und den unbarmherzigen Winden Widerstand. Das Holz dieser karelischen Birke, das gelblich und von Knoten gefüllt ist, ist besonders hart, und es ist das Edelholz Nordeuropas, das namentlich im Möbelbau Anwendung findet.

Als die Bolschewisten mit unvorstellbarem Terror über das weite Rußland zu herrschen begannen, und als sie nach Orten sich umsahen, in die sie die Millionen ihrer politischen Gefangenen verbannen sollten, lag es ihnen nahe, Ostkarelien zu einem Riesenkonzentrationslager auszubauen. Die Ausmaße dieses Konzentrationslagers sind für mitteleuropäische Begriffe kaum vorstellbar, das Gebiet des Lagers ist wesentlich weiter als die Landschaft zwischen Elbe und Oder.

Nicht nur scharfe Bewachung, Spürhunde und Drahtverhaue, sondern auch die Weite des unwegsamen Raumes hindern die Verbannten, die nach Millionen zählen, an der Flucht. Jene Glücklichen, denen nach Ueberwindung unmenschlicher Schwierigkeiten die Flucht ins benachbarte Finnland doch geglückt ist, haben der Welt von den Schrecken Ostkareliens Kunde gegeben.

Die früher hier ansässige Bevölkerung ist längst nicht mehr da, sie ist entweder zwangsweise ausgesiedelt worden oder von selbst vor dem Regime geflohen. Bei kärgster Kost, die aus Schwarzbrot und Fischsuppe besteht, müssen Bauern aus der Ukraine und von der Wolga, die noch überlebenden Reste der früheren Oberschicht und des Klerus, müssen politisch Unzuverlässige, Vagabunden und einfache Verbrecher die Wälder roden, das Holz an die Verschiffungsstellen heranbringen und an den Sägemühlen arbeiten. In den Holzladungen, die in England und in Holland ankamen, fand man zuweilen erschütternde Dokumente in Gestalt von Aufrufen an die ganze Kulturwelt, um den Weltfeind und den Gewaltverbrecher Bolschewismus zu bekämpfen. Manchmal waren die Zettel oder die auf Brettern mit Bleistift geschriebenen Zeilen in tadellosem Deutsch, Französisch oder Englisch gehalten worden, was auf den hohen Bildungsstand der Verbannten schließen ließ.

Der verantwortungslose Raubbau an Menschenmaterial, der im ostkarelischen Konzentrationslager betrieben wurde, erschien den Moskauer Machthabern nicht nur verzeihlich, sondern sogar vorteilhaft. Wohin denn sonst mit den Millionen Menschen, die sich nicht widerstandslos versklaven ließen, wenn Hunderttausende in einem Jahre starben, kamen Hunderttausende Neuer an ihre Stelle, und je geringer die Unterhaltungskosten für die Holzarbeiter, desto besser war das Devisengeschäft der Bolschewisten, das sich beim Holzexport aus dem hohen Norden ergab . . .

Seit zwanzig Jahren ist Ostkarelien ein Schandfleck für die Kulturwelt gewesen, zwanzig Jahre lang quälten sich und starben die Besten, die kulturell Höchststehenden des russischen Volkes und der anderen Völker der Sowjet-Union. Der Kreuzzug gegen den Bolschewismus wird aber diesem Spuk endgültig den Garaus machen. Mit hoffnungsvoll pochendem Herzen schauen die Millionen Gequälter nach Westen, von wo sie die Befreiung, das Leben erwarten . . .



Rumänische Artillerie
ist am Pruth aufgefahren und schickt ihre Geschosse über den Fluß hinüber in die Sowjetstellungen. (PK.-Reher-Weltbild-M.)



Finnische Soldaten auf dem Marsch an die Front
Sie haben bis jetzt nicht nur große Gebiete ihres Landes vom Feind gesäubert, sondern ihm auch starke Verluste beigebracht und große Mengen an Kriegsmaterial erbeutet. (Scherl-M.)

Die Packerin

Zeitbild von Hans Här.

Seit Monaten arbeitet Käthe Herbrand als Packerin in der großen Feldpostpäckchenstelle, und ist froh und stolz, daß man sie jener Abteilung zuwies, die als „Päckchenlazarett" bezeichnet wird. Lachend erklärt sie ihren neugierigen Bekannten, daß ihr zwar eine genaue Ortsangabe der Dienststelle und des Lazaretts aus triftigen Gründen verboten sei; sie dürfe aber verraten, daß es in der „Heilstätte" ganz unblutig zugehe. Da gebe es keine Narkose und keine Röntgenapparate; da rieche es auch nicht nach Karbol, oft aber nach nahrhaften Sachen, die sich aus einer schlechten Verpackung schälen.

Mitte unter fleißigen Kameradinnen steht Käthe vom Morgen bis zum Nachmittage, manchmal auch vom Abend bis zum Morgen an einem abgesonderten langen Tisch der großen Halle, in der allwöchentlich Hunderttausende von Feldpostpäckchen in großen Beuteln abgeladen werden. Da werden dann die Liebesgaben der Heimat, die von besorgten Müttern, Ehefrauen, Bräuten und Geschwistern mit guten Wünschen abgeschickt wurden, sortiert, gekennzeichnet und auf die Züge verteilt; da werden die gutgemeinten Gaben aber auch auf ihre — Verpackung geprüft.

Ach, da geschieht es oft, daß die helfenden Hände des „Lazaretts" benötigt werden. Der Wille des Absenders war gewiß sehr gut, aber die Umhüllung und Verschnürung des Päckchens sind schlecht. Da würde mancher „mit Liebe gebackene" Kuchen zerkrümeln, wenn nicht die flinken Hände der „Lazarettgehilfinnen", die „guten Geister" der Feldpostpäckchenstelle eingreifen würden. Als geübte Packerinnen, die ihre bewunderswürdige Fertigkeit in Warenhäusern und anderen Firmen gelernt haben, bessern sie die Schäden aus, geben der Sendung eine neue Umhüllung und verhüten so manchen Verdruß und manches Mißverständnis der Absender und Empfänger.

Käthe hat diesen Dienst am Frontsoldaten und an der Heimat, der hier zu jeder Stunde unauffällig geleistet wird, immer mit besonderem Eifer verrichtet. Sie hatte schon in den Vorkriegsjahren als Packerin eines Kaufhauses oft über den Wert jeder Arbeit nachgegrübelt; hier wurde ihre Aufgabe besonders sinnfällig. Während ihre Hände mit Papier, Schere, Leim und Schnur beschäftigt sind, bedenkt sie, daß jedes dieser Päckchen ein kleines Stück vom Glück, eine Botschaft von Prüfung und tatfroher Bewährung enthält. Manchmal gelten ihre Gedanken freilich auch dem eigenen Geschick, dem eigenen, bange behüteten Glück. Sie lächelt leise, wenn sie dem ausgebesserten Päckchen jenen Zettel beilegt, der den fernen Empfänger an der Front grüßt, ihm die „Heilbehandlung" im „Lazarett" verrät und ihn bittet, seine Angehörigen und Freunde auf die Wichtigkeit einer guten Verpackung hinzuweisen.

Es ist ihr dann, als ob sie mit jeder dieser Nachrichten auch dem Gefreiten Norbert Herberger grüßte, den fernen Geliebten, der irgendwo an der Atlantikküste auf der Wacht steht.

Vor zwei Jahren war es noch eine Liebe voll Heimlichkeit und stillem Kampf. Mutter Herberger wollte damals „höher hinaus" und die Brautwahl ihres „Einzigen" nicht anerkennen, aber ihr Sohn, der als Schalterbeamter einer Bank eine frühe Reife und Menschenkenntnis errungen hatte, blieb fest. Er hatte den Wert des stillen Mädchens erkannt. In der Kriegszeit waren sich die beiden Frauen nähergekommen. Mutter Herberger, die sich nach dem Fortgang des Sohnes einsam fühlte, freute sich, daß sich Käthe oft nach ihr erkundigte und um sie sorgte, ohne aufdringlich zu sein. Sie erkannte den Arbeitseifer der „Kleinen" und zog sie mehr und mehr in ihre Nähe.

Daran denkt Käthe oft, wenn die vielen Päckchen durch ihre Hände wandern, und sie verrichtet ihre Arbeit mit heiterem Gleichmut. Vor einigen Wochen aber erschrak sie doch gelinde, als sie auf einem beschädigten Päckchen die Anschrift des Liebsten las, doch lächelte sie wieder, als sie dann Mutter Herbergers Schrift erkannte, den Inhalt des Päckchens sah und neu verschnürte. Sie war gerührt, als sie außer Backwaren und Tabak einen schön gemusterten Pullover entdeckte, den die greise Mutter in den Abendstunden für den Sohn gestrickt hatte. Aus diesem Geschenk sprach dieselbe aufopfernde, schaffende Liebe, die in Millionen anderen Sendungen wirksam wurde; sie wurde ihr hier aber besonders deutlich, weil ihr die Absenderin vertraut war. Nein, sie konnte es der Mutter Herberger nicht verargen, daß sie keine geschickte Packerin war. Freudig leistete sie ihre kleine „Nachhilfe", die der Sendung an den Geliebten galt.

Seit dieser Stunde verrichtet Käthe Herbrand ihre Arbeit noch leichter und beschwingter als vorher. Sie fühlt sich auf den richtigen Platz gestellt. Hier will sie schaffen und ausharren, bis ihr das Ende des Krieges die Glückserfüllung und den Lohn für ihr stilles „heilendes" Wirken bringt.

„Westfalen im Bild" (Juni-Heft 1941). Die bekannte illustrierte Verkehrs- und Kulturzeitschrift (Verlag der E. Gundlach Aktiengesellschaft, Bielefeld) bringt in ihrer Juni-Ausgabe interessante Einblicke in die sauerländische Landschaft. Rudolf Theiß plaudert über eine Sauerlandreise, während ein Artikel über die „Hexenbrände im Sauerland" grausige Moritaten aus längst vergangenem Jahrhundert ausgräbt. Besonders lesenswert ist weiter der Artikel über „Das erste Wappenbuch einer westfälischen Stadt" und die Abhandlung vom Museumsdirektor Menne „Das Sauerländer Heimatmuseum in Arnsberg".

Allgemeine Rundschau

Abschluß der Grabbe-Woche

„Hannibal"

Das Fragment „Die Hermannschlacht"

Bochum, 14. Juli. „Hannibal" — ein Großer ohne Volk, so geht auch Hannibal unter, so muß er untergehen. In dieser Hannibaltragödie ist des Dichters Kraft restlos gesammelt.

Es ist eine tiefe Tragik, daß das nächste Werk Grabbes, das den mit „Hannibal" erreichten Gipfelweg weiterführen konnte, Fragment bleiben mußte. Ein zwiefach unglückliches Los, da sich dem Tragiker eherner Geschichte das Glück des Schaffens just in dem Augenblick versagte, da er aus tiefster Sehnsucht nach der Heimat zu einem kraftvollen Entfalter der deutschen Tragödie hätte werden können. Groß, aber nicht zu letzter Einheit gediehen, hinterblieb uns „Die Hermannschlacht". Wundervoll in der einen Gestalt der Tusnelda, mit der auch Grabbe die Zeichnung eines Idealbildes der deutschen Frau gelang. Gewaltig wiederum, aber die mannigfach ähnlichen Kampfszenen der anderen Tragödien noch übertreffend das Schlachtenpanorama. Seine Kraft visionärer Geschichtsschau erhebt sich in dem Augustus-Schluß noch einmal zu einer Szene bewundernswerter Meisterschaft.

Leider war es nicht möglich, den Wert der dramaturgischen Aenderung des Schlusses, bei dem der Regisseur Professor Saladin Schmitt das Augustusbild als vorletztes spielen ließ, zu ermessen, da der Darsteller des Augustus, Gerh. Meinecke, der am Vorabend mit der Verkörperung des Hannibal eine Leistung zwingender Größe vollbracht hatte, auf der Bühne von einem plötzlichen Unwohlsein betroffen wurde, was einen vorzeitigen Abbruch der Szene notwendig machte. Es mag für die Gültigkeit der Aufführung sprechen, daß auch dieser unglückliche Zufall die starke Wirkung des Fragments nicht zu mindern wußte. Mit Heinz Hinze (Hermann) und Heinz Moog (Varus) wurde am Schluß dieser arbeitsreichen Woche Saladin Schmitt gebührend gefeiert.

Die Reihe der Morgenveranstaltungen wurde ebenfalls am Sonntag zu Ende geführt. Ein Festkonzert brachte als interessanten Beitrag zu der anregenden Kraft, die auch auf Musiker von Grabbe ausgegangen ist, einen Prolog von Don Juan und Faust von dem Kölner Operndramaturgen Michael Rehan, der sich in der anspruchsvollen Umgebung von Richard Wagners Faust-Ouvertüre und der durch Lenaus Epos ausgelösten symphonischen Dichtung Don Juan von Richard Strauß sehr ansprechend ausnahm. Generalmusikdirektor Klaus Nettstraeter und das ausgeglichen musizierende Bochumer Orchester sorgten erfolgreich dafür, daß dieser musikalische Ausklang dem hohen Niveau der voraufgegangenen Morgenfeiern entsprach.

Heinz Baumann

*

Essen, 15. Juli. **Paul Joseph Cremers gestorben.** Im Alter von 44 Jahren starb an einem Herzleiden der bekannte Bühnen- und Filmautor Paul Joseph Cremers. Er war lange Jahre Kulturschriftleiter der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" und einige Jahre lang auch der westdeutschen Kulturzeitschrift „Hellweg". Als Dramatiker wurde er durch „Die Marneschlacht" bekannt, der später „Die Rheinlandtragödie" und „1813" folgten, ein Festspiel, das er im Auftrag der Stadt Leipzig schrieb. Er hatte als Dramatiker ein sehr waches Gefühl für den politischen Gehalt eines geschichtlichen Stoffes. Das zeigte sich auch bei seinem Drehbuch zum Bismarckfilm. Auch das Drehbuch zu einem der erfolgreichsten deutschen Großfilme, zum Robert-Koch-Film, stammt von ihm.

Berlin, 15. Juli. **Mit dem Tod von Hans Stosch-Sarrasani,** der in Berlin einem Herzschlag erlegen ist, hat die glänzende Laufbahn eines der hervorragendsten Zirkusleiter Deutschlands, der erst im 44. Lebensjahr und auf der Höhe seines Schaffens stand, ein allzu frühes Ende genommen. Das Unternehmen wird jedoch in unveränderter Weise fortgeführt werden. Dem Wunsch des Verstorbenen entsprechend, geht die Leitung an seine Frau Trude Stosch-Sarrasani über, mit der er erst vor sechs Jahren auf einer Auslandsreise in Buenos Aires die Ehe eingegangen war. Frau Stosch-Sarrasani steht heute im 27. Lebensjahr, ist mit dem Zirkus aufs engste verwachsen und widmet sich seit vielen Jahren mit großem Erfolg der Pferdedressur. Trotz dem tragischen Geschehen wird das Berliner Gastspiel ohne irgendwelche Einschränkungen durchgeführt werden. — Die Familie Stosch-Sarrasani stammt aus Berlin. Träger dieses Namens waren nicht weniger als dreimal Hofprediger in Berlin. Der Großvater des jetzt Verstorbenen war Glashüttenbesitzer, dessen Sohn Hans in Berlin Fachkaufmann werden wollte, aber mit einem kleinen Wanderzirkus auf die Reise ging. Er richtete sich bald einige Tiere ab und machte sich schließlich im Genre der damals sehr beliebten Clowndresseure selbständig. In dieser Eigenschaft bereiste er ganz Europa, bis es ihm gelang, im Jahre 1901 einen in Konkurs gegangenen kleinen Zirkus zu erwerben und ihn durch Zukauf anderer Unternehmungen allmählich zu vergrößern. Damit war für den einstigen Clown Sarrasani der Grundstock zu dem späteren Riesenzirkus gelegt, den Vater und Sohn im Laufe von vier Jahrzehnten zur Weltgeltung heraufführen konnten.

Die Mutter Rubens'

Eine große Frau

In diesen Tagen, da Siegen — zwar durch den Krieg bedingt um ein Jahr verspätet — das Gedächtnis der 300. Wiederkehr des Todestages seines großen Sohnes Peter Paul Rubens begeht, ist es verdienstvoll, sich seiner Geburt zu erinnern und vor allem seiner Eltern zu gedenken, die ein hartes Schicksal aus ihrer flämischen Heimat an den Rhein rief.

Das Schicksal Jan Rubens und seiner Ehefrau Maria Pypelinx ist verbunden mit dem des Hauses von Oranien. Es war 1567, als Prinz Wilhelm von Oranien, der Führer des niederländischen Adels, von Breda aus mit seiner Frau, Anna von Sachsen, und seiner gesamten Hofhaltung in das Land seiner Väter, das Siegerland, zog, um hier Kraft zu gewinnen für den Kampf gegen Philipp II. von Spanien, der in den Niederlanden immer größere Ansprüche erhob. In dieser Zeit kam es in Flandern zu dem berühmten Bildersturm, worauf die niederländischen Protestanten nach deutschen Städten flüchten mußten. Unter ihnen befand sich auch der Antwerpener Stadtschöffe Jan Rubens mit seiner Frau, die sich in Köln niederließen.

Das Schicksal fügte es, daß auch Anna von Sachsen, deren Ehe mit Wilhelm von Oranien von Beginn an unglücklich war, sich zeitweilig in Köln aufhielt. Sie kam mit der Familie Rubens in Berührung und verstand es, Jan Rubens so an sich zu fesseln, daß er sie auf ihren Reisen zeitweilig begleitete. Dieses Verhältnis wurde immer enger und führte schließlich, wohl in der Hauptsache veranlaßt durch Anna von Sachsen, zum Ehebruch. Es blieb nicht aus, daß diese Tatsache am Siegener Hofe bekannt wurde, worauf Rubens, als er im März 1571 nach Siegen kam, um hier Verhandlungen wegen des Verkaufs von Schmuckstücken seiner Geliebten, die sehr verschwenderisch war, zu führen, vor den Toren der Stadt festgenommen wurde. Sein Verließ war zunächst der Krautturm des Siegener Schlosses, auf dem auch Anna von Sachsen weilte, ohne aber von dem Schicksal Jan Rubens zu wissen, wurde aber später im Gefängnis zu Dillenburg untergebracht. Ebenso wie er, kam Anna von Sachsen in Acht und Bann. Sie wurde nach verschiedenen Etappen schließlich in Dresden buchstäblich eingemauert, wo sie im März 1577 nach immer stärker werdendem geistigem und körperlichem Verfall starb.

Dieser Frau steht voll seelischer Größe die Gattin Jan Rubens, Maria Pypelinx, gegenüber. Sie erhielt Anfang April 1571 von Rubens selbst Nachricht von seinem schweren Vergehen, durch das er sein Leben verwirkt hatte. Obwohl sie selbst von der großen Schuld ihres Mannes aufs tiefste erschüttert war, begann sie sofort einen heldenhaften Kampf um die Befreiung ihres Ehegemahls. Voll verzeihender Liebe suchte sie zunächst einmal Jan Rubens selbst aufzurichten, um ihm Mut zuzusprechen. Sie richtete Bittgesuche an Graf Johann von Nassau, den Siegener Hausherrn und Bruder des Prinzen Wilhelm und leitete Verhandlungen ein, um das Schicksal Jan Rubens zu wenden. Aber erst als Anna von Sachsen 1572 von Siegen nach Beilstein gebracht war, bot sich ihrem Bemühen Aussicht auf Erfolg. Sie bot, da sie von Hause aus vermögend war, 6000 Taler als Kaution an, ein Anerbieten, das von dem in geldlichen Nöten befindlichen Hause Oranien angenommen wurde.

Rubens aber mußte sich verpflichten, zu Lebzeiten des Prinzen sich nicht in dessen Landen sehen zu lassen und im Gebiet des Grafen wohnen zu bleiben. Am Pfingstfest des Jahres 1573 wurde Rubens nach zweijähriger Haft wieder mit seiner Frau vereint und zogen nach Siegen. Hier lebten sie in sehr bescheidenen Verhältnissen, zumal es Rubens bei hoher Strafe verboten war, außer zu gelegentlichen Spaziergängen in die Nachbarschaft, das Haus zu verlassen. In dieser Zeit aber, die die beiden Ehegatten in herzlichem Einvernehmen und Liebe vereint sah, wurden ihnen zwei Kinder geboren, 1575 Philipp und am 27. Juni 1577 Peter Paul. Jan Rubens und seine Frau haben nie aufgehört, den Grafen im Hinblick auf ihr schweres Los zu bitten, sie ganz aus der Gefangenschaft zu entlassen. Aber erst im Mai 1578 führten diese Verhandlungen, nachdem Maria Pypelinx auf einen Teil ihrer Forderung verzichtet hatte, zu einem Erfolg, worauf sie die Genehmigung erhielten, in die Niederlande zurückzukehren. Der Weg führte sie aber wieder nach Köln, wo Jan Rubens eine rege Anwaltstätigkeit entfaltete. Daneben aber trieb er, da die Einkünfte zum Unterhalt nicht reichten, zusammen mit seiner Frau Handel. Jan Rubens hat seine Heimat nicht wieder gesehen und ist am 1. März 1587 nach kurzer Krankheit in Köln gestorben, wo er, und zwar in der Peterskirche, beigesetzt ist.

Benno Branscheid

Tegernsee, 15. Juli. **Tödlicher Absturz vom Buchstein.** Zwei Münchener Oberschüler im Alter von 15 Jahren fuhren über das Wochenende nach Tegernsee, um eine Besteigung des Roß- und des Buchsteins durchzuführen. Bei Besteigung der gefährlichen Südwand des Buchsteins stürzte, vermutlich durch Ausgleiten, der junge Walter Seeger über 50 Meter die Felswand hinab und erlitt hierbei tödliche Verletzungen. Unglaublicherweise entfernte sich nun sein Kamerad, anscheinend im Banne des Erlebten, und fuhr nach München zurück, ohne von dem Bergunglück jemand Mitteilung zu machen. Dadurch konnte der Tote erst später von der Bergwacht in Rottach, die von anderer Seite benachrichtigt worden war, geborgen werden.

Die Kufsteiner Heldenorgel

Kufstein, 15. Juli. Kufstein feiert in diesem Jahr das zehnjährige Bestehen seiner Heldenorgel, die als tönendes Ehrenmal für die Gefallenen aller deutschen Stämme aus freiwilligen Spenden erbaut worden ist. In den bitteren Jahren, da die Ostmark vom Reich getrennt war, klang Tag für Tag wie auch heute die herrliche Haydn-Melodie des Deutschland-Liedes vom hundert Meter hohen Geroldseck. — Mit der Heimkehr ins Reich hat sich in Kufstein und um seine Heldenorgel reges musikalisches Leben entwickelt, spielten doch die bedeutendsten Organisten aus dem ganzen Reich auf dem Rieseninstrument, dessen Meisterung noch durch die akustische Schwierigkeit des Höhenunterschiedes von 100 Metern zwischen Spieltisch und Orgel erschwert wurde.

Omnibus ausgebrannt

Borken, 15. Juli. Hier trug sich auf der Reichsstraße Borken-Bocholt in Höhe des Gehöftes Große-Venhaus ein folgenschwerer Verkehrsunfall zu. Ein mit Rheder Arbeitern besetzter Omnibus einer Rheder Firma geriet infolge Versagens der Steuerung nach links von der Fahrbahn ab und streifte mit voller Wucht einen Chausseebaum, wobei die linke Wagenwand glatt abgerissen wurde. Beim Anprall auf den zweiten Baum schlug sofort eine hohe Stichflamme aus dem Motor hervor, sodaß der Wagen im Nu in Flammen stand und vollständig ausbrannte. Die Wageninsassen, von denen 18 mit schweren oder weniger schweren Verletzungen davonkamen, konnten sich sämtlich noch im letzten Augenblick vor dem Verbrennungstod retten. Der Fahrer des Wagens kam mit einem Arm- und Rippenbrüchen davon. Die Verletzten wurden durch Männer des Roten Kreuzes ins Borkener Krankenhaus eingeliefert. 12 von ihnen konnten nach Anlegung von Verbänden wieder entlassen werden, bei den übrigen sechs Verletzten besteht keine Lebensgefahr.

Was bedeutet das „Bayer"-Kreuz?

Das „Bayer"-Kreuz ist das Garantiezeichen für bewährte Arzneimittel, die sich die ganze Welt erobert haben. „Bayer"-Arzneimittel werden von den Ärzten in aller Welt verordnet und von Millionen mit vertrauensvoller Zuversicht gebraucht.

BAYER

Harald Baumgarten **„Polizei im Rivoli"**

Copyright by Carl Duncker Verlag. Berlin W 35, Potsdamer Platz 81d

17)

Direktor Harris griff nach der Weinbrandflasche. „Auch ein Glas, Herr Cemballa?"

„Dank schön, ich trinke nie am Vormittag."

„Ich eigentlich auch nicht. Aber man hat jetzt so viele Unannehmlichkeiten. Die böse Sache verfolgt einen auf Schritt und Tritt."

Er kippte einen Weinbrand hinunter und sah nach der Uhr. „Brauchen Sie mich noch, Herr Dammin? Ich muß wirklich fort. Die Herren vom Gericht verlangen Pünktlichkeit." Hastig atmete er den Rauch seiner Zigarette ein. „Haben Sie ein nettes Zimmer gefunden, Herr Cemballa?"

„Danke schön — ja. Im Künstlerheim. Im dritten Stock. Bissel eng ischt es ja."

„Aber, Herr Cemballa — das haben Sie doch nicht nötig. Ich werde sofort Ribisch sagen, daß er mit Frau Reckert spricht. Sicher können Sie ein besseres Zimmer bekommen."

„Nein, nein. Ich fühl mich wohl. Ich bin gern ein wenig entfernt von den lieben Kollegen."

Harris streckte ihm ungeduldig die Hand entgegen. „Dann wäre ja alles in Ordnung. Mich entschuldigen Sie bitte. Ich bin auf elf Uhr vorgeladen."

Mit einem abwesenden Kopfnicken ging er hinaus. Dammin räusperte sich. „Sie müssen schon entschuldigen, lieber Cemballa. Aber Harris ist ganz durcheinander. Ist ja auch kein Kinderspiel, was er durchmacht. Aber so etwas kommt eben über einen, ohne daß man etwas dafür kann. Man darf nur die Nerven nicht verlieren."

„Darf ich rauchen, Herr Direktor?"

„Aber bitte, Herr Cemballa." Dammin bot dem Clown die Zigarrenkiste an und entzündete ein Streichholz.

Cemballa tat ein paar Züge. „Ich muß mich noch entschuldige, Herr Direktor, daß ich gestern abend mit dem Ziska zusammengestoßen bin. Es war wirklich net meine Schuld. Ich hab nur zugeschaut, wie er gearbeitet hat."

„Hat nichts zu bedeuten, Herr Cemballa. Sie dürfen nicht vergessen, daß die ganzen Herrschaften übernervös sind."

Cemballa richtete sich etwas auf. „Eigentlich hätt' ich gern einmal gehört, was denn nun geschehe ist. Der Inspizient hat mir so ein paar Andeutunge gemacht. Die bloße Tatsache weiß ich. Aber die Hintergründe — die kann ich net verstehe. Der Ziska — der soll was mit der Lorette gehabt habe?"

Entsetzt hob Dammin die Hände. „Lieber Gott, Herr Cemballa — ich äußere keine Mutmaßung. Ueberlassen wir es doch der Polizei, den Täter zu finden."

Nachdenklich sah ihn Cemballa an. „Meinen Sie, daß sie den Ehemann der Lorette finde? Der Steckbrief hängt doch an alle Anschlagsäulen." Er wartete keine Antwort ab, sondern stand plötzlich auf. „Also nehme wir das Plakat mit dem Kopf, Herr Dammin? Wenn Sie schon durchaus mein Bild durch die ganze Stadt bringe wolle." Er reichte dem Direktor die Hand und ging hinaus.

*

Der Jongleur stieg die breiten Treppen des Stadthauses hinauf.

In den unteren Gängen hatte ein bewegtes Leben geherrscht. Publikum, das sich anmeldete und sich Pässe ausstellen ließ, mischte sich unter die zahlreichen Uniformierten, die dienstlich zu tun hatten.

Hier oben war es ruhiger. Malotti atmete auf. Er hatte seinen guten blauen Anzug angezogen und hielt die Vorladung in der Hand. Sein mageres, gelbliches Gesicht war besorgt. Er nahm zwei, drei Treppenstufen auf einmal, als könne er durch Eile die Unannehmlichkeit der Vernehmung schneller hinter sich bringen.

Nun war er oben. Ein Pfeil zeigte die Richtung an, in der das Zimmer 36 lag.

Malottis Schritte klappten hohl in dem langen Gang.

Ein Beamter trat ihm entgegen.

„Zimmer 36"

„Zu Herrn Landgerichtsrat Bertuch? Bitte zu warten. Der Herr Landgerichtsrat hat noch zu tun."

Malotti setzte sich auf eine Bank, die auf der Fensterseite des Ganges stand. Er trommelte mit den Fingerspitzen auf seinem Knie. Was sollte er dem Landgerichtsrat nur sagen? Die ganze Nacht hatte er über das, was Ribisch gestern in der Kneipe gesagt hatte, nachgedacht. Was hatte der nur entdeckt? Der hatte leicht reden — mit der „Kollegialität"! Fast wütend starrte er die nackten Wände an und zupfte dabei mechanisch an seiner Krawatte.

Jetzt ging die Tür von Nummer 36 auf.

Malotti sprang auf, denn aus dem Zimmer kam Direktor Harris.

„Guten Morgen, Herr Direktor!" verbeugte er sich.

Harris wollte schon auf Malotti zustürzen, aber dann unterließ er es. Sein Blick fiel auf den Beamten, der die Anmeldung besorgte. Er wurde unsicher und murmelte nur: „Auf Wiedersehen, Herr Malotti — auch zur Vernehmung?"

„Ja, Herr Direktor, um halb zwölf."

Harris nickte schwer mit dem Kopf, dann setzte er den Hut auf und ging rasch den Gang hinunter.

Der hat's gut, dachte Malotti, der hat's hinter sich. Mit einem unterdrückten Seufzer folgte er der Aufforderung des Beamten.

Doktor Bertuch überlas in seiner Akte die Aussage des Jongleurs Malotti. Er hob den Kopf und grüßte freundlich. „Nehmen Sie bitte Platz, Herr Meier."

„Danke sehr, ich kann stehen."

„Vielleicht geht es doch nicht so schnell, Herr Meier. Wir wollen uns doch gemütlich unterhalten. Das geht doch besser, wenn wir beide sitzen."

Fast dankbar sah ihn Malotti an. Wie freundlich der Richter sprach. Ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte. Er nahm sich einen Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand. Rückte ihn aber doch zugleich ein wenig zurück, um mehr Abstand zu gewinnen.

Bertuch lehnte sich zurück. „Sie haben Herrn Kriminalrat Plessow gegenüber geäußert, daß Sie annehmen, die Beziehungen Ziskas zur Lorette seien mehr als freundschaftlicher Natur gewesen."

Malottis kleine, hagere Gestalt zog sich förmlich zusammen. „Ich nehme es an. Ich weiß es nicht. Ich habe Beobachtungen gemacht — aber es sind natürlich nur Vermutungen. Ich habe mir immer gedacht, daß Ziska die Lorette liebe."

„Gut. Sie halten also Ihre Aussage aufrecht. Aber — kommen wir zu einem anderen Punkt. Es handelt sich um das Messer, das die Lorette bei ihrem Trick benutzte. Ist es dieses hier?" Bertuch reichte dem Jongleur den Dolch über den Schreibtisch.

Malotti stand auf, betrachtete ihn, ohne ihn zu berühren. „Ja — das ist wohl die Waffe."

„Wohl? Was wollen Sie damit sagen?"

(Fortsetzung folgt.)

Tödlicher Absturz vom
chener Oberschüler im
ihren über das Wochen-
am eine Besteigung des
ns durchzuführen. Bei
hen Südwand des Buch-
h durch Ausgleiten, der
ber 50 Meter die Felz-
t hierbei tödliche Ver-
rweise entfernte sich nun
end im Banne des Er-
München zurück, ohne von
o Mitteilung zu machen.
te erst später von der
ie von anderer Seite be-
, geborgen werden.

r Heldenorgel

Kufstein feiert in diesem
Bestehen seiner Helden-
es Ehrenmal für
aller deutschen Stämme
n erbaut worden ist. In
die Ostmark vom Reich
für Tag wie auch heute
lodie des Deutschland-
leter hohen Geroldseck.
s Reich hat sich in Kuf-
henorgel reges musikali-
pielten doch die bedeu-
dem ganzen Reich auf
dessen Meisterung noch
wierigkeit des Höhen-
Retern zwischen Spiel-
t wurde.

usgebrannt

ier trug sich auf der
olt in Höhe des Gehöf-
n folgenschwerer
zu. Ein mit Rheder
nnibus einer Rheder
Versagens der
ks von der Fahrbahn
Wucht einen Chauf-
linke Wagenwand glatt
Anprall auf den zwei-
eine hohe Stichflamme
sodaß der Wagen im
und vollständig aus-
assen, von denen 18 mit
schweren Verletzungen
h sämtlich noch im leg-
Verbrennungstod ret-
Wagens kam mit einem
n davon. Die Verletz-
er des Roten Kreuzes
us eingeliefert. 12 von
egung von Verbänden
bei den übrigen sechs
Lebensgefahr.

et das Kreuz?

...-Kreuz ist das
ezeichen für be-
rzneimittel, die sich
Welt erobert haben.
rzneimittel werden
zten in aller Welt ver-
l von Millionen mit
svoller Zuversicht

ging rasch den Gang
e Malotti, der hat's
unterdrückten Seufzer
g des Beamten.
as in seiner Akte die
Malotti. Er hob den
ch. „Nehmen Sie bitte
stehen."
h nicht so schnell, Herr
doch gemütlich unter-
esser, wenn wir beide
Malotti an. Wie
ach. Ganz anders, als
. Er nahm sich einen
eibtisch stand. Rückte
ein wenig zurück, um
en.
ick. „Sie haben Herrn
genüber geäußert, daß
iehungen Ziskas zur
reundschaftlicher Natur
e Gestalt zog sich förm-
me es an. Ich weiß
achtungen gemacht —
r Vermutungen. Ich
daß Ziska die Lorette
Ihre Aussage aufrecht.
einem anderen Punkt.
Messer, das die Lorette
Ist es dieses hier?"
gleur den Dolch über
rachtete ihn, ohne ihn
ist wohl die Waffe."
Sie damit sagen?"

(Fortsetzung folgt.)



Am häuslichen Herde



Auf die Sekunde kommt es an

Eine Geschichte von Franz Schauwecker

Ein Freund, der die ersten Kämpfe in Frankreich 1914 mitgemacht hatte, erzählte mir nach seiner Verwundung im Lazarett das folgende Erlebnis:

Im Anfang des Krieges, als man unerfahren und unbekümmert um das Feuer aller Art gegen den Gegner losging — in dieser Zeit des ersten überschwenglichen Ansturmes gegen den Tod, hatte ich zwischen zwei Vorsprüngen in einem Rübenfeld ein hastiges Gespräch mit meinem Leutnant. Ich war damals Unteroffizier, und der Rangunterschied wirkte sehr kämpfend, und daß er das auch angesichts des Todes tat, war für mich ein erschütternder Beweis für das, was man „preußische Disziplin" nennt.

Während wir unter den breitblättrigen Rüben lagen und über und neben uns die Geschosse pfiffen, trillerten und fauchten und die Granaten ihre unheilvolle Bahn zogen, sagte der neben mir liegende aktive Leutnant von U. Knall und Fall zu mir: „Unteroffizier, Sie sind ein vernünftiger Kerl, und ich will verdammt sein, wenn ich mich irre! Wir haben nicht mehr viel Zeit, wenigstens ich nicht; der Offiziersrang ist ein Scheck auf den Heldentod, der eines Tages mit tödlicher Sicherheit abgehoben wird."

Ich klappte im Liegen die Hacken zusammen und lauschte neben seinen Worten den infernalischen Geräuschen der Schlacht. Meine Aufmerksamkeit war geteilt.

Der Leutnant legte seinen Kopf flach zu mir auf den Unterarm und sagte: „Wir haben vermutlich noch etwas Zeit, bis wir kopfüber gehen . . . ein paar Minuten genügen. Hören Sie zu!"

Mit einem dumpfen Schlag klatschte ein Gewehrgeschoß zwischen uns und warf schräg Erde zurück.

„Es meldet sich an", sagte er und lächelte, „also rasch! Ich habe zu Hause ein Mädchen, das ich liebe . . . mindestens bilde ich mir das ein. Ich stamme aus uralter preußischer Offiziersfamilie. Niemals hat irgendeiner von uns mit der Wimper gezuckt, wenn es drauf und dran ging, verstehen Sie mich?"

Ich verstand, und die Geschosse zwitscherten dazu.

„Ihre Ansicht ist übrigens gleichgültig . . . Sie haben für alle Fälle dies alles nach Haus zu überbringen, falls Sie selber davonkommen sollten, was ich" — er wurde milde — „hoffe".

Indem er seinen Karabiner sorgfältig in Anschlag brachte, zielte und abdrückte, fuhr er fort: „Meine ganze Familie ist gegen das Mädchen. Ich aber" — er schoß — „halte zu ihr. Das geht Sie nichts an; es ist nur eine Mitteilung."

Ich antwortete: „Zu Befehl!"

„Richtig!" sagte er. „Das Schlimme dabei ist, daß mich — mein Gefühl zu diesem Mädchen als Soldat beeinträchtigt. Mit anderen Worten: Ich bin" — er schoß — „kein so guter Soldat, wie ich das als Führer sein müßte. Ich gebe mir zwar Mühe" — er zielte und setzte ab ohne zu schießen —, „aber es gelingt mir nicht, wenigstens nicht immer. Nehmen Sie die Nase nach vorn. Unteroffizier! Sie schießen nicht. Fallen müssen wir alle — aber es ist wichtig, daß wir vor unserem Tode wenigstens einen Mann da drüben umgelegt haben, doch Sie lassen sich ablenken."

Ich stieß eine Patrone in den Lauf und wandte mich dem Feinde zu, während neben mir die gleichmütige Stimme ertönte: „Mich macht dieses Mädchen vorsichtiger, als das der Fall sein sollte. Frage: Ist das richtige Liebe oder nicht? Soll die Liebe uns nicht tapferer machen? Ist Liebe" — er schoß — „nicht ein herrlicher Stachel für den Ehrgeiz eines Mannes, sich richtig zu benehmen, auch wenn das betreffende" — er schoß — „Weib nicht dabei ist und es nicht sieht? Frage!?"

„Meine Meinung, Herr Leutnant", sagte ich und lud, „ist die . . ." —

„Ihre Meinung behalten Sie, bitte, für sich! Ich . . ." Das folgende ging in einer schwer unmittelbar hinter uns liegenden Artilleriesalve verloren. Gras und Erde regneten sekundenlang auf uns herab.

„Manchmal bin ich mir im Zweifel, ob meine Familie recht hat oder ich. Aber jedenfalls habe ich recht — meine Familie sitzt zu Hause und trinkt Kaffee."

Rechts von uns schrien Verwundete. Ein Sanitäter huschte gebückt vorbei. Das Feuer nahm zu.

„Unteroffizier, nehmen Sie die Nase nach vorn! — Was ich sagen wollte . . . gleich ist es soweit!"

Ein schwerer Einschlag vor uns bewarf uns mit Gestank und Erde. Halb blind und verschmiert stierte wir geradeaus, wo jetzt die Salve unserer Artillerie einschlugen.

„Gut", sagte der Leutnant, „was meine Familie denkt, ist gleichgültig. Aber dies Frauenzimmer hat mich schon zweimal bewogen, eine Sekunde später aufzustehen und vorzugehen. Diese Sekunde hat vielleicht genügt, mir das Leben zu retten, und dafür sind vielleicht zwei andere Kameraden gefallen. Das ist nicht . . . Da rechts — sehen Sie, Unteroffizier, da gehen sie zurück, die Franzosen, sehen Sie— stimmt doch?"

Er hatte recht; rechts gingen die Franzosen zurück. Sie erhoben sich erst einzeln und dann in ganzen Gruppen.

„Aber vor uns schießen sie noch, Herr Leutnant!" schrie ich, und in der Tat kamen die Geschosse wir Mückenschwärme herüber.

„Es ist Zeit!" sagte der Leutnant. „Auf die Sekunde kommt es an! Los!"

Er sprang auf, und obwohl ich ihn kannte, wurde ich erst jetzt gewahr, wie schlank und braun er war. Er schwang seinen Karabiner und stürzte vor. Drei Schritte weiter, während ich mich aufraffte, wuchs seine Gestalt senkrecht empor, als wollte er mit ausgebreiteten Armen in den Himmel fahren. Mit zurückgeworfenem Kopf halb um sich drehend, schlug er vornüber und blieb liegen.

Während die gesamte deutsche Linie vorging, bückte ich mich zu ihm: ein Herzschuß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Vielleicht irrte ich mich, aber er schien mir zu lächeln . . .

Opfergang für die Fahne

Eine preußische Erzählung von Oskar G. Foerster

Ein Trupp Versprengter vom Bataillon Leibgarde saß schweigend um das Feuer im Lager der bei Jena geschlagenen preußischen Armee. Fürst Hohenlohe hielt im großen Zelt Kriegsrat. Ringsum stand die Uebermacht der napoleonischen Heere.

„Es ist alles zu Ende!" sagte einer, „alles verloren — Munition, Gewehre, die Offiziere selbst die Fahne verloren wir. Morgen werden wir kapitulieren . . ."

Der alte Stabstrompeter Stellien, ein graubärtiger Soldat, der bisher düster ins Feuer gestarrt hatte, fuhr wild empor. „Welcher Hundsfott wagt es, von Kapitulation zu reden?" Die Kameraden beruhigten ihn: Sie selber wollten lieber kämpfen als sich ergeben — doch das wäre ganz nutzlos; Prenzlau und das Lager seien völlig umzingelt, und ohne Waffen könne selbst der tapferste Soldat nicht siegen.

Stellien schwieg, dann knöpfte er langsam seinen Waffenrock auf, und die anderen sahen ihm neugierig und gespannt zu. Sie behandelten ihn stets voll Achtung und Respekt, den alten Soldaten, der schon unter dem Großen König Hoboist bei der Leibgarde gewesen war und oft mit glänzenden Augen von jener ruhmvollen Zeit erzählte.

Nun zog er ein weißes Bündel hervor, das seine ganze Brust bedeckt hatte, und faltete es auseinander.

„Schwerenot!" rief einer, „das ist ja unsere Fahne!"

„Seht sie euch an!" sagte der Trompeter und glättete das Tuch, „der Große König verlieh sie selbst dem Bataillon. Da steht noch sein Namenszug: F. R. — Fridericus Rex. In drei Feldzügen flatterte sie über der Leibgarde. Wir alle schworen den Eid auf sie. Soll sie in Feindeshand fallen?"

Die Kameraden betrachteten ehrfürchtig die alte Fahne. „Wie kamst du in ihren Besitz, Stellien?" fragten sie.

„Als uns die französischen Reiter bei Jena stellten, sah ich den Fahnenträger fallen. Dem Franzmann, der die Fahne aufheben wollte, schmetterte ich den Büchsenkolben auf den Schädel. Die Stange war zerbrochen, ich schnitt das Tuch vom Schaft und barg es an meinem Leib. Und solange ich lebe, gebe ich die Fahne nicht mehr her."

Der Trompeter rollte das Tuch zusammmen und steckte es wieder unter den Rock. Die Nacht senkte sich über das Lager, die Soldaten hüllten sich in ihre Mäntel und schliefen.

Um Mitternacht erhob sich Stellien und verließ unbemerkt das Lager. Zwei Stunden später stieg ihm der Rauch der französischen Lagerfeuer in die Nase. Er wandte sich dem Walde zu. „Qui vive?" schrie plötzlich jemand. Ein Posten legte das Gewehr an. Aber Stellien war schneller, er riß die Pistole aus dem Gürtel und feuerte. Der Franzose stürzte. Das Lager wurde lebendig, aber da hatte der Trompeter den Wald schon erreicht, und die ihm nachgesandten Kugeln fuhren splitternd in die Bäume.

Am Morgen gab ein Bauer dem Flüchtling alte Kleider und einen Ranzen voll Brot und Wurst. Dann wanderte Stellien weiter. Sein Ziel war Berlin. Dort hoffte er preußische Truppen zu finden.

Aber in den nächsten Tagen erfuhr er, daß Berlin besetzt und der König nach Ostpreußen geflohen sei. So wandete er sich ostwärts. Er kam durch viele Städte und Festungen, doch waren alle in Feindeshand, nirgends sah er preußische Soldaten. Gab es überhaupt noch eine preußische Armee?

Der Winter brach mit hartem Frost und schweren Schneestürmen herein, und der alte Soldat vermochte sich kaum noch weiterzuschleppen. Französische Gendarmen, die ihn hin und wieder anhielten, ließen ihn laufen, weil sie ihn für einen Landstreicher hielten. Mitleidige Bauern boten ihm an, bei ihnen zu bleiben und auszuruhen. Stellien schüttelte nur den Kopf dazu. Er dachte an seine Fahne und seine Pflicht.

Im Februar blieb er auf der Landstraße liegen. Er war bis nach Westpreußen gelangt und hatte gehofft, in zwei oder drei Wochen Tilsit zu erreichen. Ein eisiger Schneesturm ließ das Blut in seinen Adern gefrieren. Er wankte, riß sich noch einmal zusammen — dann sank er in die Knie. Mitten auf dem ausgefahrenen Wege ließ er sich in den weichen Schnee fallen. Der Sturm fegte Millionen weißer Flocken auf seinen Körper. Er schloß die Augen, und sein letzter Gedanke war: Die Fahne — sie wird mit mir begraben . . . Ein Bauer, der mit einer Fuhre Kartoffeln vom Markt kam, fand den Regungslosen und hob ihn auf seinen Wagen. Im nächsten Dorf fuhr der alte Trompeter aus seinem Schlummer. War da nicht eben ein preußisches Reitersignal geblasen worden? Mühsam hob er den Kopf. Vor einem Bauernhause hielt ein Proviantwagen, davor ein Dutzend preußische Husaren!

„Herr Leutnant!" rief Stellien mit letzter verzweifelter Kraft, „eine Meldung, Herr Leutnant!"

Der Offizier kam verwundert heran. „Herr Leutnant!" sagte der Trompeter, „ich bin der Trompeter vom Bataillon Leibgarde, ich bringe die Fahne!"

Er riß mit halberfrorenen Fingern die Lumpen auf und zog das Fahnentuch heraus. „Bringt sie dem König!" flüsterte er, dann sank er erschöpft zurück.

Noch am Abend starb er. Auf seinem eingefallenen Gesicht stand ein leiser Schein des Stolzes. Er hatte seine Pflicht erfüllt.

Im November 1807 übergab ein Adjutant dem König in Memel die Fahne der Leibgarde und berichtete von ihrem letzten Träger.

Unsere Anekdote

Theodor Fontane weilte einmal in einer Gesellschaft, in der man sich ausgiebig über die Türkei und die Lehren des Islams unterhielt. Unter anderem warf die Hausfrau die Frage auf, aus welchem Grunde wohl der Prophet seinen Anhängern gestattet habe, sich mehrere Frauen zu nehmen.

Fontane verneigte sich höflich vor der Gastgeberin und sagte:

‚Zweifellos hätte er diese Erlaubnis nicht gegeben, wenn er Sie gekannt hätte! Aber er wußte, daß der Türke mehrere Frauen haben müsse, um die guten Eigenschaften beisammen zu halten, die in Ihnen vereint sind!

Aus aller Welt

Polizei gegen Spazierstöcke

Im Staate Kentucky, in Louisville, ist es eine riskante Sache, an einem Sonntag mit einem Spazierstock auszugehen. In jener Stadt verbietet das Gesetz den Ausschank von Alkohol an Sonn- und Feiertagen. Seit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes nahmen die mit Stöcken bewaffneten Spaziergänger auffallend zu, während doch sonst kaum jemand mit einem altmodischen Spazierstock auf der Straße anzutreffen war. Bald hatte man herausgefunden, was es damit für eine Bewandtnis hat. Die meisten dieser Spazierstöcke sind innerlich hohl, so daß darin ein länglicher, mit Alkohol gefüllter Glasbehälter Platz finden kann. Es ist ein ganz wunderlicher Anblick, wenn auf der Straße ein Mann plötzlich stehen bleibt, von seinem Stock den Griff abschraubt und dann einen herzhaften Trunk nimmt. Nunmehr hat die Polizei einen Feldzug gegen jene Flaschenstöcke unternommen. Zuer verbot sie ihr Tragen, aber da neckten die Bürger von Louisville die Polizei nicht schlecht, indem sie nun alle mit gewöhnlichen Spazierstöcken ausgingen. Da die Kontrollen auf die Dauer zu zeitraubend waren, ist nun ein generelles Verbot für das Mitführen jeglichen Spazierstockes erlassen worden.

Sommerlicher Stachel

Tierkundliches von Leo Freiherrn von Manteuffel

Wenn Stadt und Land zusammenkommen, gibt es Ueberraschungen! Sobald Mutter Natur ihre verloren geglaubten Töchter und Söhne an ihren Busen gebettet hat, greifen auch schon neiderfüllte Götter störend ein. Sie bedienen sich dabei des Heeres der mit Stechwerkzeugen versehenen Insekten. Wenn die Ausflügler an windgeschützten Orten der Ruhe pflegen, ist es plötzlich vorbei mit dem Sonneschürfen und der süßen Lässigkeit: Kleine tapfere Ameisen haben sich herangearbeitet und, je nach ihrer Art, entweder den Stachel erprobt oder aus ihren Giftblasen ätzende Flüssigkeiten verspritzt. Brennen, Schmerzen, Jucken stellen sich ein. Die angreifenden Liliputaner triumphieren, die menschlichen Kolosse suchen ihr Heil in der Flucht. Sie würden noch schneller laufen, wenn sie wüßten, daß ihre Besieger nicht nur schneidige Räuber, sondern auch ausgesprochene Liebhaber von Fleischgerichten sind. Die Insekten schätzen nicht nur die zuckersüßen Tröpfchen, die ihnen gestreichelte Blattläuse widerspruchslos preisgeben. Mit ihren mörderischen Kiefern ergreifen und verstückeln sie auch jedes kleine ihnen begegnende Lebewesen, töten die größeren mit Stachel und Giftspritze und schleppen die Beute einzeln oder gemeinsam in ihr Nest. Dort wird sie, schön durchgekaut und durchgespeichelt, als Nahrungslügelchen den ewig hungrigen Larven überreicht.

Die armen Ausflügler! Sie haben die ihnen widerfahrene Kränkung vergessen und wandern durch den kühlen Forst. Kaum sickert ein Vogelruf in die mittägliche Stille hinein. Nur das geschärfte Ohr vernimmt ein gleichmäßiges feines Geräusch, wie von siedendem Wasser: das aus Millionen bewegter Insektenschwingen geborene Schlummerlied des Waldes. Der Weg mündet in eine Wiese. Ernste Baumkulissen umschließen sie. Die Heuernte hat begonnen. Heute am Feiertag laden würzig duftende Haufen zum Ausruhen ein. Aber die Bremsen haben anderes im Sinn! Erst einzeln, dann in ganzen Schwärmen überfallen sie die erschrockenen Naturschwärmer. Die weniger zahlreichen großen Rinderbremsen werden im Draufgängertum von der kleineren Regenbremse noch übertroffen. Unter- und Oberkiefer sind in Form von Stechborsten zu prachtvollen Angriffswaffe ausgebildet. Die Oberkieferborsten gleichen Schwertklingen, die in geschärfte dreieckige Spitzen auslaufen. Die Unterkieferborsten sind dagegen wie Messer geformt und zeigen an den Rändern des Oberteiles eine Unmenge feinster Zähnchen, deren Spitzen sich nach hinten richten. Wahrhaft teuflische und höchst zweckmäßige Instrumente! In den beim Stechen verursachten Wundkanal wird durch ein Speichelrohr ein Drüsensekret geleitet, welches das Blutgerinnen bei währender Mahlzeit verhindert.

Diesen Schrecken der Waldgebiete gegenüber sind die Wespen harmlose Geschöpfe. Gewiß — sie sind lästig an unserer Tafel, und sie stechen sehr schmerzhaft, greifen aber erst an, wenn eine Reihe zusammenwirkender Reize den Instinkt der Notwehr wach werden läßt. Interessant ist, daß sich diese wehrhaften Insekten fast ausschließlich von der Beute ernähren, die sie aus reißendem, stets wunderbar beherrschtem Flug überfallen, mit den zu starken Beißwerkzeugen umgestalteten Oberkiefer töten, zerkleinern und dann für sich und die Brut mundgerecht herrichten. Trotz ihrer guten Waffen fallen bisweilen unterirdisch hausende Wespenvölker einem Angriff der roten Waldameisen zum Opfer. Einige wenige der roten Helden, die ihre Feinde raubtierartig anspringen, genügen vollkommen, eine Wespe umzubringen.

Der Gigant unter den Wespen, die Hornisse, findet sich, wenn gereizt, gern bereit, Stiche zu verabfolgen, die erhebliche Krankheitserscheinungen zur Folge haben. Doch können selbst die schwarzgelben Tiger der Lüfte durch Geduld und Gewöhnung an ausgefallene Reize, dazu gebracht werden, sich füttern, berühren, ja sogar streicheln zu lassen.

Von den Bienen wagen wir nicht in anklagendem Sinne zu sprechen, denn deren Nutznießer und Verehrer würden sofort erwidern, daß von den braven Immen nur diejenigen gestochen werden, die es verdienen. Aber auch der Imker wird nicht immer der Wasserspritze und des Räuchertopfes entraten können.

Die dicken gemütlichen Hummeln kennen keine Tücke. Mit langem Rüssel bestäuben sie den Klee, die wichtigste Grundlage unserer Vieh- und Milchwirtschaft, und selbst stachelbewehrte Arten werden nur dann unangenehm, wenn man ihnen im buchstäblichen Sinne des Wortes wehe tut. Dagegen sorgt ein anderes Insekt, die Mücke, dafür, daß wir im Sommer unsere Tage — richtiger gesagt Abende und Nächte — nicht ungeschoren verbringen können. Es beeinträchtigt unsere Freude am herrlichsten Abendrot. Es möchte den Jäger vom Ansitz vertreiben. Dem Mädchen wehrt es den Zutritt zum Traumland. Dem Himmel sei es gedankt, daß bei den Mücken nur die Weibchen stechen. Viel ungefährlicher sind die Männchen. Sie denken nur an die Liebe . . .

Aus der Heimat

Büren, Mittwoch, den 16. Juli 1941

Die 4. Büchersammlung für die Wehrmacht findet, wie bereits bekanntgegeben, am Sonntag, dem 20. Juli, statt. Diese Sammlungen werden vierteljährlich im Auftrage der Partei durchgeführt, und zwar diesmal von der Deutschen Arbeitsfront. Jeder Volksgenosse wird in Anbetracht der gewaltigen Erfolge unserer tapferen Wehrmacht gern bereit sein, in seinem Bücherbestand nochmals nachzusehen, um ein geeignetes Buch für die Sammlung frei zu machen. Man wolle schon jetzt die Bücher zum Abholen bereit legen. Wer kein passendes Buch spenden kann, möge einen Betrag für ein Buch spenden. Hierfür werden Spendenquittungsformulare verabfolgt. Als Sammler werden sämtliche Betriebsführer, Amtswalter und Amtwalterinnen der DAF. sich betätigen, die sich für einen guten Erfolg der Sammlung mit allen Kräften einsetzen werden.

Vom Deutschen Jugendherbergswerk. Das weite Netz der deutschen Jugendherbergen ist zum Teil kriegswichtigen Zwecken dienstbar gemacht, aber dennoch stehen zahllose Jugendherbergen der deutschen Jugend zum Uebernachten oder auch zum längeren Aufenthalt offen. Leider sind keine Verzeichnisse hierüber ausgegeben, jedoch können die Ortsverbände vielfach Auskunft erteilen. Die Ferien stehen vor der Tür, und viele Schüler gehen auf Fahrt. Wer in den Jugendherbergen unterkommen will, muß im Besitze eines Bleibenausweises sein, der 50 Pf. kostet und bei Taubstummen-Oberlehrer Schmücker zu haben ist. Es ist ratsam, den Bleibenausweis nicht erst am Abend vor Beginn der Fahrt zu beschaffen, denn manchmal könnte die Ausfertigung unmöglich sein, so daß der ganze Wanderplan ins Wasser fiele. Der Bleibenausweis hat das ganze laufende Jahr Gültigkeit, daher sollte ihn jeder, der Wanderabsichten hat, so rechtzeitig holen, daß ihm unliebsame Ueberraschungen erspart bleiben. Wer schon im Besitze eines Bleibenausweises ist, braucht nur eine neue Jahresmarke zu lösen. Mitglieder des DJH. können in den Jugendherbergen wohnen gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte mit gültiger Jahresmarke.

*

Auch dieses Jahr Kreiswettkämpfe

Am 10. August Kreis-Turn- und Sportfest in Paderborn

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß der Sport in den Tagen großer kriegerischer und politischer Ereignisse in den Hintergrund tritt. Doch ein Ruhen des innerdeutschen Sports kommt keineswegs infrage. Während der größte Teil der Turner und Sportler an der Front größte Pflichten zu erfüllen hat, arbeiten die für die wichtigen Aufgaben in der Heimat Zurückgebliebenen mit demselben Eifer und der gleichen Gründlichkeit, wie zu Friedenszeiten, an der Ertüchtigung der Jugend.

Mit einer Selbstverständlichkeit werden deshalb auch in diesem Jahre die Kreitwettkämpfe in Form eines Kreis-Turn- und Sportfestes durchgeführt. Als Austragungsstätte ist das Inselbad-Stadion in Paderborn und als Austragungstag der 10. August vorgesehen. Seit einiger Zeit ist die Ausschreibung der Wettkämpfe in den Händen der Vereine, und seitdem wird in den Vereinen für das Fest fleißig geübt. Für die Beteiligung an den Wettkämpfen ist für die Vereine Meldeschluß der 1. August. Die Meldungen sind zu richten an Kreissportwart Voat, Paderborn, Herbert-Norkus-Straße 43.

Wir sind in der Lage, heute schon die Darbietungsfolge des Kreis-Turn- und Sportfestes in großen Zügen bekanntzugeben. Um 9 Uhr beginnen die verschiedenen Mehrkämpfe. Der Nachmittag ist mit Einzelkämpfen in der Leichtathletik — um 14 Uhr beginnend —, Fußball, Faustball, Boxen, allgemeinen Freiübungen und der Siegerehrung als würdigen Abschluß ausgefüllt. Wir kommen auf die große Veranstaltung der Leibesübungen am 10. August zur gegebenen Zeit noch näher zurück. Pst.

Feldpost nach Afrika

Nordafrika und Ostafrika unterscheiden!

Beim Feldpostverkehr mit deutschen Soldaten in Afrika muß unterschieden werden zwischen dem Feldpostverkehr mit Wehrmachtangehörigen deutscher Truppeneinheiten in Nordafrika (Tripolis, Cyrenaika) und dem Feldpostverkehr mit deutschen Freiwilligen bei den in Italienisch-Ostafrika (Abessinien usw.) eingesetzten italienischen Truppeneinheiten. Zum Feldpostverkehr mit Wehrmachtangehörigen deutscher Truppeneinheiten in Nordafrika sind Feldpostsendungen in der gleichen Weise zugelassen, wie dies allgemein im Feldpostverkehr auf dem europäischen Festlande der Fall ist. Zugelassen also sind Postkarten, Briefe bis 100 Gramm und Päckchen von 100—1000 Gramm. Die Anschriften dieser Sendungen dürfen nur Dienstgrad, Vor- und Zuname sowie die Feldpostnummer — g. F. mit dem Unterscheidungsbuchstaben — enthalten. Sonstige Zusätze wie Afrikakorps, Nordafrika, Truppenteil oder -gattung sind unstatthaft.

Vor der Versendung leicht verderblicher Lebensmittel nach Nordafrika wird mit Rücksicht auf die dort herrschenden hohen Temperaturen eindringlich gewarnt.

Zum Feldpostverkehr mit den deutschen Freiwilligen bei den italienischen Truppeneinheiten in Italienisch-Ostafrika sind nur gewöhnliche Postkarten und Briefe bis zum Gewicht von fünf Gramm zugelassen, die gebührenfrei befördert werden. In der Anschrift dieser Sendungen müssen unter Benutzung lateinischer Schriftzeichen der Vor- und Zuname des Empfängers, die Feldpostnummer und die Bezeichnung der Abteilung, bei der sich der Empfänger befindet, angegeben sein. Am oberen Rande in der Anschrift ist der Vermerk „Feldpost—Posta Militare" und am unteren Rande — im Gegensatz zu den Sendungen nach Nordafrika — die Landesbezeichnung „Africa Orientale Italiana" anzubringen.

Aus der Bewegung

HJ.-Gefolgschaft 31/281. Die Schar 2 tritt heute (Mittwoch) um 19.45 Uhr an der Aufbauschule an. Da dies der letzte Dienst vor den Ferien ist, muß jeder erscheinen.

DRK-Bereitschaft (w), Büren. Alle DRK-Helferinnen und -Anwärterinnen kommen heute (Mittwoch) um 20 Uhr bei gutem Wetter zum Sportabend zum Freibad.

BDM.-Werk „Glaube und Schönheit". Heute (Mittwoch) treten alle Mädel abends 8 Uhr mit Badezeug am Freibad an.

BDM 31/281. Heute (Mittwoch) treten alle Mädel pünktlich 20 Uhr bei gutem Wetter mit Badezeug am Freibad an.

Jungmädelbund, Büren. Alle Jungmädel der Gruppe 16/281 treten heute (Mittwoch) um 15 Uhr an der Mädchenschule an.

125 Jahre Provinz Westfalen

Der 15. Juli 1816 in Westfalens Geschichte

Arnsberg, 15. Juli. Am 15. Juli sind 125 Jahre vergangen seit dem Tage, da Arnsberg und das kurkölnische Sauerland mit dem Preußischen Staat verbunden wurden. Drei Jahrhunderte waren die Arnsberger Grafen die Landesherren gewesen, darauf über vier Jahrhunderte die Kölner Kurfürsten, 14 Jahre lang der Großherzog von Hessen-Darmstadt, und nun wurde auf Grund der Generalakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 das Herzogtum Westfalen durch den Oberpräsidenten von Vincke am 15. Juli 1816 im Rathaus zu Arnsberg dem Königreich Preußen einverleibt. Schon am 25. Mai 1815 war von Vincke vom König von Preußen zum Oberpräsidenten von Westfalen und zum Regierungspräsidenten in Münster ernannt worden. Die Sitze der beiden anderen Regierungen waren noch schwankend. Für die Gebiete Paderborn, Ravensberg, Minden wollte Vincke den Regierungssitz in Paderborn, für Mark, Sauerland, Siegen, Wittgenstein in Arnsberg haben. In Berlin wünschte man als Regierungshauptstädte Minden und Hamm. Bezüglich Arnsbergs hat sich Vincke durchgesetzt, nicht aber bezüglich Paderborns. Dem ersten Oberpräsidenten ist es also zu verdanken, daß Arnsberg Regierungshauptstadt wurde. Der Kampf um Arnsberg und Hamm war hartnäckig, endlich siegten Vinckes Gründe für Arnsberg. Die Abtretungsgeschäfte zwischen Oesterreich, Darmstadt und Preußen vollzogen sich in Kassel. Vincke beseitigte die letzten Schwierigkeiten und erreichte am 10. Juli bei Canstein die Grenze des Herzogtums Westfalen. Nach seinem Eintreffen in Arnsberg am Abend desselben Tages bereitete er alles vor zur Besitzergreifung des kölnischen Sauerlandes für Preußen.

Am 15. Juli 1816, vormittags 11 Uhr, war der feierliche Akt im Rathause zu Arnsberg. Etwa hundert eingeladene Beamte wurden von Vincke durch Handschlag auf den König von Preußen verpflichtet. Vorher hatte der Großherzoglich hessische Hofkammerdirektor von Kopp die Abtretung des Landes an Preußen bekanntgegeben. Sodann fand auf dem Alten Markt die Uebergabe des Militärs durch den Großherzoglich hessischen Generalleutnant von Schaeffer statt; dieses wurde vom Königlich Preußischen Oberpräsidenten von Vincke eidlich in Dienstpflicht genommen. Die schlichte Feier schloß mit Freudenschüssen, Musik, Gesang und „Lebe-Hoch!" auf den neuen Landesherrn und seinen Stellvertreter von Vincke.

Wenn anfangs die älteren Bewohner des kurkölnischen Sauerlandes den Wechsel mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen hinnahmen — sie bekamen in rund zwanzig Jahren den dritten Landesherrn — so ist das zu verstehen. Allmählich erkannten sie die Vorteile, zu einem großen Staat zu gehören, der die Einheit Deutschlands anstrebte. Große Verdienste inbezug auf die Ausgleichung der Gegensätze hat sich von Vincke erworben, der ein ganzes Lebensalter bis 1844 ein wahrer Wohltäter seiner Heimatprovinz geworden ist. Er war ein echt deutscher Mann in Treue und Wahrheit, ein wackerer Westfale in Schlichtheit und Natürlichkeit, in Klugheit und Gerechtigkeit.

Wer erhält Lebensmittelzulagen?

Richtlinien über die Lang-, Nacht- und Schwerarbeit

Zahlreiche Schaffende sind Empfänger von Schwer- oder Schwerstarbeiterzulagen; andere erhalten Lang- oder Nachtarbeiterzulagekarten. Obwohl diese Verteilung auf Grund der behördlichen Bestimmungen bereits seit längerer Zeit besonders sorgfältig geregelt ist, gibt es immer wieder Arbeitskameraden, die glauben, daß auch für sie Schwer-, Schwerst-, Lang- oder Nachtarbeiterzulagekarten in Frage kommen und daß es nur an der Betriebsleitung liege, wenn ihre Gesuche abschlägig beschieden werden. Eine kurze Aufklärung über die maßgeblichen Bestimmungen dürfte deshalb erneut am Platze sein.

Die Gewährung von Zulagekarten für Schwer-, Schwerst-, Lang- und Nachtarbeiter liegt nicht im Ermessen eines Betriebes, sondern die Entscheidung hat das Gewerbeaufsichtsamt zu fällen, das sich seinerseits an die vorliegenden gesetzlichen Bestimmungen halten muß. Diese Richtlinien besagen u. a. folgendes: Als Langarbeiter gilt, wer eine Arbeitsschicht von mindestens zehn Stunden bei einer täglichen tatsächlichen Arbeitszeit von mindestens 9¼ Stunden, bei Frauen und Jugendlichen von neun Stunden hat oder wer infolge weiter Entfernung von der Wohnung nachweisbar mindestens elf Stunden von der Wohnung abwesend sein muß. Hierbei kann selbstverständlich nur von der Dauer des Anmarschweges unter Berücksichtigung normaler Verkehrsverhältnisse ausgegangen werden.

Als Nachtarbeiter gilt, wer ausschließlich oder in regelmäßigem Wechsel in Nachtschichten beschäftigt ist. Regelmäßiger Wechsel liegt vor, wenn insgesamt mindestens ein Drittel der Arbeitsschichten Nachtschichten sind. Wer also nur gelegentlich einmal eine Nachtschicht macht, hat keinen Anspruch auf Zulagekarten.

Eine vielfach erörterte Frage ist auch der Anspruch der Angestellten auf Erteilung von Zulagekarten, wenn die vorgenannten Bedingungen erfüllt sind. Hierzu muß eindeutig festgestellt werden: Zulageberechtigt sind nach dem Erlaß des Reichministers für Ernährung und Landwirtschaft vom 27. November 1939 nur solche Gefolgschaftsmitglieder, die körperliche Arbeit verrichten. Gefolgschaftsmitglieder, die überwiegend Büroarbeiten ausführen, insbesondere kaufmännische und technische Angestellte, sind nicht Arbeiter im Sinne des vorgenannten Erlasses und erhalten keine Zulagekarten.

Schwerarbeiter ist nach den maßgeblichen Bestimmungen: 1. wer dauernd schwere körperliche Arbeit zu leisten hat oder 2. wer ständig durchschnittliche körperliche Arbeit unter erschwerenden Umständen, z. B. bei großer Hitze, bei starker Entwicklung gesundheitsschädlichen Staubes, mit angelegtem Atemschutzgerät oder unter Einwirkung gesundheitsschädigender Stoffe ausüben muß. Selbstverständlich ist nicht als Schwerarbeiter anzusprechen, wer nur stundenweise oder an einzelnen Tagen oder vorübergehend solche Arbeit ausführt. Ebenso gilt nicht als Schwerarbeiter, wer bei seiner Arbeit eine körperliche Kraft ausüben muß, die nicht über das hinausgeht, was in der Regel von gewerblichen Arbeitern beansprucht wird; hierunter fallen Berufe wie Schlosser, Dreher, Schreiner, Maschinenarbeiter, Elektroschweißer usw. Schwerarbeiter ist derjenige, der die beiden vorstehend bei den Schwerarbeitern genannten Bedingungen gleichzeitig erfüllt. Dies ist in der Regel nur bei gewissen Arbeitern in Heißbetrieben (Hochöfen, Stahlwerken, Walzwerken, Preß- und Hammerwerken) der Fall. In jedem Einzelfall muß dem Gewerbeaufsichtsamt von der Betriebsleitung nachgewiesen werden, daß die vorgenannten Bedingungen erfüllt sind.

Längere Arbeitszeit oder Nachtarbeit berechtigen, wie oben ausgeführt, unter Umständen zu Langarbeiterkarten, nicht dagegen zu Schwerarbeiterzulagen.

Wertpapiere im Luftschutzraum

Ob Wertpapiere auch mit zum „Luftschutzgepäck" gehören, das man bei Fliegeralarm mit in den Luftschutzkeller nehmen muß, ist eine Frage, die im Zusammenhang mit der Entschädigung bei Verlust in der Oeffentlichkeit mehrfach erörtert wurde. Dabei kommt es darauf an, ob etwa die maßgebenden Reichsstellen es als „mitwirkendes Verschulden" und damit als Grund für den Ausschluß des Schadenersatzes ansehen, wenn der Geschädigte bei Bombenschäden seine Wertpapiere, die gegebenenfalls sein ganzes Vermögen oder einen wesentlichen Teil davon darstellen, in der Wohnung gelassen hat.

Der zuständige Sachbearbeiter im Reichsministerium des Innern, Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Danckelmann, verneint nun in der „Zeitschrift der Akademie für deutsches Recht" die allgemeine Pflicht einer Mitnahme der Wertpapiere in den Luftschutzkeller. Im Schutzraum und auf dem Wege hin und zurück unterliegen nämlich Wertgegenstände ebenfalls Gefahren, etwa des Verlustes oder Diebstahls, die es durchaus zweckmäßig machen können, sie in der Wohnung zu belassen. Unberührt von dieser Darstellung des Sachbearbeiters bleibt natürlich der immer wieder erhobene Appell, weder größere Geldbeträge noch größere Beträge an Wertpapieren in den Wohnungen aufzubewahren.

Neue Zuteilungsquoten bei Zigaretten

Eine bessere Belieferung des Fachhandels

Die Reichsstelle für Tabak hat eine neue Maßnahme ergriffen, die dazu dienen soll, die Verteilung der Zigaretten an den Handel zu verbessern. Sie hat zunächst die Zuteilungsquote für alle Zigarettenverkäufer, gleichgültig, ob es sich um Facheinzelhändler oder Nebenhändler, wie etwa Gaststätten, handelt, für den Juli von siebzig auf sechzig Prozent herabgesetzt. Dadurch wird eine erhebliche Menge von Zigaretten frei, die einer sogenannten „Mangelreserve" zugeführt wird, damit sie von dort aus anders als bisher weitergeleitet werden kann. Aus der Mangelreserve werden zuerst die Geschäfte des Facheinzelhandels und die Filialbetriebe beliefert. Die eigentlichen Zigarettengeschäfte sollen also besser als bisher versorgt werden, und der gerade hier besonders stark auftretende Mangel soll dadurch gemildert werden. Darüber hinaus werden aus den Beständen der Mangelreserve Sonderzuteilungen an solche Gebiete vorgenommen, wo ein außergewöhnlicher Mangel herrscht. Dazu dürften vor allem auch die Großstädte gehören. Die Umlenkung der Zigaretten nach diesem System ist zum Teil bereits vorgenommen worden, im übrigen steht sie für die nächste Zeit bevor.

*

Kreis Büren und Nachbarkreise

Weine, 15. Juli. **Tierydill.** Beim Mähen auf einem Grundstück der Familie Lüther wurde ein Gelege von Wildenten gefunden, die verscheucht wurden und sich um die Eier nicht mehr bekümmerten. Man nahm daher die Eier an sich und legte sie einer Henne unter, die sie brav ausbrütete. „Mutter und Kind befinden sich wohl."

Paderborn, 14. Juli. **Kunstschlosser Josef Eickel** ist hier verstorben. Nach Absolvierung der Reismannsche Realschule in Paderborn trat er in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende in das väterliche Kunstschlossereigeschäft zur Erlerung der Kunstschlosserei ein. Er besuchte dann die Kunstgewerbeschule in Elberfeld. 1913 arbeitete er sein Meisterstück. Es bestand in einem kunstvoll geschmiedeten Beschlag mit Schloß für ein Jagdschloßportal. Dieses Stück wurde 1913 auf der Kunst- und Gewerbeausstellung in Paderborn gezeigt und später von der Handwerkskammer Bielefeld für Ausstellungszwecke angekauft. Es ziert heute den Ausstellungsraum der Handwerkskammer. Nach seiner Rückkehr aus dem Weltkrieg war er wieder unermüdlich im väterlichen Geschäft tätig, und zahlreiche Kunstwerke entstanden unter seinen fleißigen Händen. Viele Kunstschmiedearbeiten öffentlicher und behördlicher Gebäude Paderborns und anderer Orte tragen den Stempel Eickelschen Könnens. Mancher schöne Ausleger und manches schön getriebene Hotelschild ging aus seiner Werkstatt heror.

Lippstadt, 15. Juli. **Sieg der Kanuten.** Am Sonnabend und Sonntag wurden auf dem Langen See bei Berlin-Grünau (Regattagelände) die „Große Grünauer Kanu-Regatta 1941" durchgeführt. Die beiden Lippstädter Meisterinnen Josefa Lehmenkühler und Elsbeth Kropp kamen auch bei diesen Wettkämpfen wiederum zu einem überzeugenden Sieg. Sie beherrschten bei den Frauen-Rennen im Einer und Zweier über 600 Meter unangefochten das Feld. Josefa Lehmenkühler schlug im Einer-Kajak Haupt (Post Berlin) und Kast (Mainz-Kasteler RG.), und im Zweier-Kajak hielten vor Bobach-Haupt (Post Berlin), Kast-Kast (Mainz-Kasteler RG.) und Eckert-Ratten (Turngemeinde München) die beiden Vertreterinnen des Wasser-Sport-Clubs Lippstadt die Spitze. Diese Wettkämpfe waren als Vorkämpfe für die 2. Kriegsmeisterschaften zu werten, die am 3. August in Bromberg ausgetragen werden. Nach der so glänzend bestandenen Probe werden die beiden Lippstädterinnen auch in Bromberg vertreten sein und hier mit gleicher Einsatzfreude kämpfen.

Meschede, 14. Juli. **Tödlicher Absturz im Steinbruch.** Der 55jährige Unternehmer Josef Berghoff aus Freienohl, der seit einiger Zeit einen Steinbruch in der Nähe von Bergeshammer bei Meschede gepachtet hatte, wurde in seinem Steinbruch tot aufgefunden. Die Untersuchung hat ergeben, daß er die mehr als 15 m hohe Felswand hinabgestürzt sein muß und dabei den Tod gefunden hat. Mit dem Verunglückten ist ein echter deutscher Mann abberufen worden. Er hinterläßt die Witwe mit drei Kindern.

Arnsberg, 15. Juli. **Verbotener Umgang mit Kriegsgefangenen.** Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß der verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen strafbar ist. Vor dem Strafrichter in Arnsberg hatten sich der J. W. aus Warstein und der A. W. aus Belecke zu verantworten, weil sie im Sommer vorigen Jahres französischen Kriegsgefangenen, die mit ihnen in der Fabrik in Belecke arbeiteten, Zigaretten und Butterbrote zugesteckt hatten. Die Angeklagten gaben das zu, wollen sich aber nicht bewußt gewesen sein, über das Maß des Erlaubten hinausgegangen zu sein. H. glaubte, als Kolonnenführer das zu dürfen, um die Arbeitsleistung zu steigern. Etwas Derartiges steht aber nur dem Fabrikherrn zu. Unter Zubilligung von mildernden Umständen kamen die beiden Angeklagten mit einer Geldstrafe von je 60 RM und den Kosten des Verfahrens davon ab.

Aus der Reihe der Toten

Wünnenberg: Gefr. Heinr. Löer, 29 J. — **Gellinghausen** bei Etteln: Gefr. Anton Bode, 24 J. — **Thüle:** Rottenführer i. R. Josef Papenkort, 93 J. — **Paderborn:** Schneidermeister Wilh. Fernhomberg, 60 J.; Frau Karoline Wix geb. Gnade, 74 J. — **Willebadessen:** Panzerschütze Clemens Bieling, 21 J. — **Ikenhausen:** Jungfrau Wilhelmine Lücke, 26 J. — **Dahl:** Kind Marlene Bentler, 3 J. — **Lippstadt:** Oberschütze Werner Harbrink. — **Altenrüthen:** Gefr. Franz Blecke. — **Lipperode:** Kind Fritzchen Grebe, 7 Monate.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns, Lippstadt.
(Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.)

Kleinanzeigen

Altwarenverkäufe und Kaufgesuche, Stellenangebote und -Gesuche, Wohnungsangebote und -Gesuche sowie sonstige Kleinanzeigen wirken am besten in der Heimatzeitung!

Holzzerkleinerung.

Das Zerkleinern, Zerkleinern und Aufstapeln von rd. 158 rm Brennholz für die Stadt Büren soll vergeben werden. Schriftliche Angebote sind bis zum 19. Juli 1941 im Rathause, Zimmer 13, abzugeben. Die Bedingungen können im Zimmer 13 des Rathauses eingesehen werden.

Büren, den 15. Juli 1941.

Der Bürgermeister: Loeser.